Zeitschrift: Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte = Annuaire de la Société Suisse de Préhistoire et d'Archéologie = Annuario della Società Svizzera di Preistoria e d'Archeologia

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte

Band: 65 (1982)

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Comptes rendus = Recensioni

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Buchbesprechungen – Comptes rendus – Recensioni

Protsch, Reiner R.R.: Catalog of Fossil Hominids of North America. G. Fischer, New York/Stuttgart 1978. 86 Seiten. ISBN 3-437-10554-X.

Der «Catalog» ist nach dem bewährten Vorbild des «Catalogue of Fossil Hominids» von Oakley/Campbell, London 1975 aufgebaut. Zeitlich sind die Grenzen allerdings weiter gefasst, indem zahlreiche jüngere Funde als im «Catalogue» (jüngste Skelettreste dort aus dem Altholozän) Aufnahme gefunden haben. Es ist daher nicht erstaunlich, dass 24 neue Fundstellen (alle aus den USA) angeführt sind; eine Station (Diabolo Canyon) wird ohne Begründung weggelassen. Dass bei Protsch grosser Wert auf die (absolute) Datierung gelegt wird, braucht kaum besonders erwähnt zu werden.

In einem weitgehenden Abriss stellt Protsch die Besiedlung Amerikas in den Rahmen der allgemeinen Entwicklung des heutigen Menschen (Homo sapiens), dessen Anfänge er ins südliche Afrika verlegt. Nach der Wanderung durch Europa und Asien gelangten die frühen «Sapiens-sapiens-Formen» – nach seiner Ansicht vor ca. 30000 Jahren – über den Landweg nach Nordamerika, von wo aus sie nach weiteren 5000 Jahren die Südspitze des Kontinents erreichten. Die ältesten Amerikaner tragen noch die gemeinsamen Züge der «Sapiens-sapiens-Altschicht» (basic anatomically modern man); die heute typischen, mongoloiden Züge treten erst in einer zweiten, späteren Einwanderungswelle – um ca. 8000 v. Chr. – auf.

Der «Catalog of Fossil Hominids of North America» ist als Grundlage für die paläoanthropologische Forschung sowohl für den Anthropologen wie für den Ur- und Frühgeschichtler ein unentbehrliches Handbuch und braucht als solches nicht besonders empfohlen zu werden.

Bruno Kaufmann

Die Kultur der Eiszeitjäger aus dem Kesslerloch

Publikation zur Ausstellung im Rosgarten-Museum Konstanz mit Beiträgen von H.-G. Bandi, J. Bürgi, K. Gerhardt, H. Müller-Beck, E. Schmid. Konstanz 1977. 164 Seiten mit zahlreichen z. T. farbigen Abbildungen im Text.

Die vorliegende Publikation ist nur zum Teil ein Ausstellungskatalog: Ihren grösseren Wert sollte sie erhalten durch einzelne Schilderungen, die Leben und Umwelt der Menschen am Ende der letzten Eiszeit den Besuchern der Ausstellung nahebringen wollen; dies zeigt auch der Titel. Im Untertitel wird zudem ein weiterer, der forschungsgeschichtliche Aspekt dieses Bandes erwähnt, nämlich «die Diskussion über ihre» (der Eiszeitjäger vom Kesslerloch) «Kunst auf dem Anthropologen – Kongress in Konstanz 1877». Wenden wir uns zunächst diesem Aspekt und dem Katalogteil zu.

Auf 32 Seiten gibt K. Gerhardt eine kenntnisreiche und sowohl für den Laien wie für den Wissenschaftler sehr lesenswerte Darstellung der Urgeschichtsforschung in unserem Raume zum Zeitpunkt ihrer Etablierung vor rund einhundert Jahren. Man sollte bei allem Gelehrtenstreit heute sich die damaligen Diskussionen relativierend vor Augen halten, denn da ging es noch – auch im Verständnis unserer wissenschaftlichen Vorgänger – um «Sein oder Nichtsein» mit genau den Emotionen und Anschuldigungen, die auch heute noch unseren wissenschaftlichen Disput mitbestimmen. Über den Schacher mit Urgeschichtsfunden zwischen Institutionen siehe den anschliessend abgedruckten Bericht von Ludwig Leiner an den Stadtrat von Konstanz vom 18. Oktober 1875.

J. Bürgi gibt eine kurze nützliche Aufstellung all der Institutionen – 22 an der Zahl –, die Objekte von den alten Ausgrabungen am Kesslerloch besitzen; ungenannt bleiben die vielen Sammler, die bis in jüngste Zeit ihre Kollektionen aus dem Grabungsschutt vermehren konnten.

Dem eigentlichen Katalogteil vorangestellt ist eine chronostratigraphische Einordnung der Station Kesslerloch aufgrund der Kleinkunst von H.-G. Bandi. Sicher ist der nicht-gelehrte Besucher bei der kurzen Diskussion, ob Magdalénien IV, V oder VI, überfordert: Solche Art Zuordnung entspricht aber den Gepflogenheiten unserer Wissenschaft. Der Rezensent kann dem Ergebnis noch eine weitere Information zufügen: Auf sein Betreiben hin sind von Knochenmaterial zwei 14-C-Datierungen im Physikalischen Institut der Universität Bern vorgenommen worden, die für die «graue Kulturschicht» (nach Heierli) ein Alter von 11.220 ± 120 Jahre vor heute (B-3327) und für einen unteren Teil der «gelben Kulturschicht» 12.970 ± 180 Jahre vor heute (B-3329) ergaben.

Der Katalogteil ist ausführlich und reich mit Abbildungen versehen, wie es bei insgesamt 123 «Ausstellungsnummern» noch möglich ist. Er gibt einen so guten Überblick über die ausgestellten Objekte und Dokumente, dass man sich ein klares Bild machen kann, sogar ohne die Ausstellung selbst gesehen zu haben. Die Phototafeln zu den Nummern 32/33 und 39–41 sind beim Umbruch leider auf den Kopf geraten, so stimmen die Nummernbezeichnungen nicht mehr; dies tut aber wohl dem Wert des Kataloges besonders für den Laien keinen Abbruch. Einzig zu Nr. 60 ist Kritik angebracht, wird hier doch der Eindruck vermittelt, dass die Bewohner des Kesslerlochs quasi an der Eiskante des Alpengletschers ihr Leben gefristet hätten. Die hier genannte «Konstanzer Rückzugsphase» ist ein paar tausend Jahre älter als die Besiedlung des Kesslerlochs: Zur Zeit des Bölling und der Älteren Dryas beschränkte sich die Würmvereisung schon auf die Alpen selbst und reicht nicht ins Vorland hinein.

Drei Beiträge beschäftigen sich mit dem allgemeineren Thema «Mensch und Umwelt». Da sind als erstes einige Bemerkungen zum Erscheinungsbild der Menschen vom Kesslerloch, das sich nicht direkt erschliessen lässt, da fossile Reste hier fehlen. Dem Verständnis ist es aber keineswegs dienlich, wenn aufgrund einer Schädelkalotte vom Röthekopf bei Säckingen die

Phantasie des Autors K. Gerhardt Purzelbäume schlägt: Es ist keineswegs wahrscheinlich, dass es sich um eine heilig gehaltene Opferschale handelt, bei der Vertreibung der dazugehörigen Grossfamilie auf dem Kultort Röthekopf zurückgeblieben: Solche Deutung ist einfach Dichtung in der Art des «Rulaman».

Der nächste Beitrag - von E. Schmid - beschäftigt sich mit der «Umwelt der Jäger vom Kesslerloch». Hier ist zunächst einmal dasselbe anzumerken wie zur Nr. 60 des Kataloges: Die hier angenommene Ausdehnung des Rheingletschers während des Bölling-Interstadials entspricht nicht neuerem Forschungsstand. Eine weitere Kleinigkeit sind die Hirschgrandeln vom männlichen Rentier. Der Autorin eines «Knochenatlas für Prähistoriker» sollte es aufgefallen sein, dass Rentiere - männliche wie weibliche - zwar obere Eckzähne besitzen, aber nicht der Form nach Grandeln. Bei den unter Katalognummer 84 abgebildeten Stücken handelt es sich denn auch um die oberen Eckzähne vom Rothirsch, der ja für das Bölling spätestens seit der Ausgrabung Gönnersdorf 1968 belegt ist. Und anstatt darauf hinzuweisen, dass man einer Phalanx I mit Loch Töne entlocken kann (wie jeder Bierflasche, Anm. des Rez.), wäre ein Wort über die natürliche Verwitterung oder möglichen Kleinnagerverbiss der Zehenknochen, die diese «Pfeifen» entstehen lassen, richtiger gewesen.

Als letzten der allgemeineren Beiträge gibt H. Müller-Beck auf 17 Seiten eine Schilderung «der Technik der Rentierjäger vom Kesslerloch». Sie wird am besten einem populärwissenschaftlichen Anspruch gerecht. Ausführlich wird über die Stein- und Knochen-/Geweihbearbeitungstechniken berichtet. Es sei nur angemerkt, dass die «kantenretuschierten kleinen Klingenabschnitte», die sog. Rückenmesser, keineswegs von eher untergeordneter Bedeutung im Vergleich zu Stichel und Kratzer sind. Dies trifft im Magdalénien auch für die Bohrer zu. Nur sind im Kesslerloch, entsprechend den groben Ausgrabungsmethoden der damaligen Zeit, die kleineren Objekte meistens übersehen worden: So gibt das heute vorliegende Inventar ein falsches Bild. - Ein weiterer Abschnitt beschäftigt sich mit dem Jagdverhalten der Menschen. Die Feststellung, dass es sich beim Kesslerloch um eine für die Jagd sehr geeignete Basis handelt, ist sicher richtig, schade ist nur, dass z. T. wieder mit einer wahrscheinlichen Eisrandlage im Bereich des Bodenseebeckens argumentiert wird, was sicher unzutreffend ist.

Insgesamt kann man dieses Buch als einen gelungenen Kompromiss zwischen Ausstellungskatalog und populärer Darstellung der bisherigen Forschungsergebnisse bezeichnen; zu seinem Erfolg hat oder wird auch der verdienstvoll niedrige Preis beitragen.

Gerd Albrecht

Valentin Rychner: L'Age du Bronze final à Auvernier (Lac de Neuchâtel, Suisse). Typologie et chronologie des anciennes collections conservées en Suisse. Cahiers d'Archéologie Romande de la Bibliothèque historique vaudoise 15.16. Lausanne 1979. Bd. 1 Text: 166 Seiten mit 14 Karten; Bd. 2 Illustrationen mit 137 Tafeln und 42 Figuren.

Seitdem um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts die sog. Pfahlbauten in den Schweizer Voralpenseen der Wissenschaft bekannt wurden, spielen sie eine bedeutende Rolle bei der Erforschung der Jungstein- und Bronzezeit nicht nur der Schweiz. Das Interesse der Bronzezeitforschung galt neben Fragen der siedlungsgeschichtlichen Interpretation dieser «Pfahlbau-», «Seerand-» oder «Feuchtbodensiedlungen» seit langem auch der grossen Zahl der in den west- und nordschweizerischen Seen - vielfach im Gefolge menschlicher Eingriffe in das Gewässernetz - geborgen und auf viele - auch ausserschweizerische - Museen verstreuten Funde. Ein Teil von ihnen wurde alsbald in den «Pfahlbauberichten» sowie einer Reihe bis heute wichtiger monographischer Materialvorlagen bekanntgemacht. Die dadurch vermittelte Fundkenntnis bestimmte über lange Zeit - teilweise bis jetzt - das Bild der Forschung von der Bronzezeit der Schweiz und ihrem Einfluss auf andere Gebiete; der u.a. von E. Sprockhoff vielfach benutzte Begriff des sog. Pfahlbaukreises ist auch vor diesem Hintergrund zu sehen.

Was jedoch bis zum Erscheinen der hier angezeigten Arbeit fehlte, war die systematische, möglichst vollständige Vorlage des Fundstoffes einer grösseren Station. Nach einer Anregung von E. Sangmeister fiel die Wahl des Verf. auf das südwestlich von Neuenburg am gleichnamigen See gelegene, als reicher Fundplatz bekannte Auvernier u.a. deswegen, weil dort angesichts eines erneuten Eingriffes in die Randzone des Sees durch den Nationalstrassenbau seit 1969 moderne Untersuchungen der archäologischen Hinterlassenschaften durchgeführt wurden. In diesem Zusammenhang schien es sinnvoll, auch den älteren, unter wesentlich ungünstigeren Umständen geborgenen Fundstoff soweit als möglich zusammenzustellen und zu diskutieren. Die zwischen 1971 und 1977 entstandene Arbeit berücksichtigt demzufolge das bis zum Beginn der neuen Untersuchungen 1969 geborgene Material, soweit es in Schweizer Sammlungen zugänglich war. Wenngleich mit nicht wenigen Funden - namentlich wohl Bronzen - in ausserschweizerischen Museen zu rechnen ist (bei einzelnen S. 122ff. unter Berücksichtigung auch der bekannten Funde in ausserschweizerischen Museen zusammengestellten Armringen beträgt deren Anteil zwischen 0 und 50%), wird man doch annehmen dürfen, dass die in der Schweiz erfassten rund 2400 Gegenstände repräsentativ für den bis 1969 geborgenen *und zudem bewahrten* Fundbestand sind (S. 19).

In welchem Masse dessen Zusammensetzung freilich durch die vielfach auf die Gewinnung ansehnlicher - bzw. einfach gut verkäuflicher - Objekte gerichteten Sammler- und musealen Interessen früherer Zeiten beeinflusst ist, zeigt u.a. ein Vergleich mit dem Fundstoff der neuen Grabungen: während unter den Altfunden über 1200 Bronzen (nicht gerechnet 300 kleine Ringe) knapp 900 Tongefässen gegenüberstehen (S. 15), ist das Verhältnis bei den zwischen 1969 und 1973 geborgenen Funden mit etwa 300 Bronzen, aber etwa 1000 im Profil rekonstruierbaren Tongefässen völlig anders[1].

Da nähere Angaben über Fundumstände und eventuelle Fundvergesellschaftungen durchweg fehlen, war Verf. zu einer weitgehenden Beschränkung auf Fragen der Typologie, Chronologie und Chorologie gezwungen. Darin und in der Systematik der Fundvorlage liegt aber zugleich der nicht zu unterschätzende Wert dieser Arbeit, die ihre sinnvolle Ergänzung zum einen durch die auf anderer Grundlage zu gewinnenden Ergebnisse der neuen Untersuchungen, zum anderen durch die Bearbeitung bestimmter Zeitabschnitte oder Materialgruppen in grösserem Zusammenhang findet[2].

Die sorgfältig edierte Arbeit ist in einen Text- und einen Illustrationsteil gegliedert. Letzterer umfasst ausser einer Reihe erläuternder Textabbildungen vor allem auf 137 Tafeln die Abbildungen fast aller erfassten Fundgegenstände in klaren Strichzeichnungen; die jeweils gegenüberstehenden Tafelerläuterungen dienen als Katalog. Durch einfache Tafelhinweise können die Stücke im Text leicht zitiert werden, so dass eine gute Verbindung von Text- und Tafel- bzw. Katalogteil gegeben

ist. In den Tafelerläuterungen finden sich neben den notwendigen Angaben über Aufbewahrungsort, Inventarnummer und ggf. Literatur (an deren häufigen Fehlen die Menge des bisher unpublizierten Fundstoffes deutlich wird) soweit notwendig auch ergänzende Angaben über Material, Erhaltungszustand und andere auf den Abbildungen nicht erkennbare Besonderheiten. Dazu kommt die im Text näher erläuterte und als Ordnungsprinzip der Tafelabbildungen dienende typologische Zuordnung der dargestellen Gegenstände und ihre ebenfalls im Text begründete Datierung.

Der Textteil beginnt mit jeweils etwas mehr als eine Seite einnehmenden Zusammenfassungen in Französisch, Englisch und Deutsch (S. 7–12), darauf folgen das Vorwort sowie einleitende Abschnitte zur Quellenlage, Forschungsgeschichte, Entstehung und Zielsetzung der vorgelegten Arbeit (S. 13–20). Danach beginnt mit der «Beschreibung des Materials» der erste dem Fundstoff gewidmete Hauptabschnitt (S. 21–42), der die typographische Gliederung des Fundstoffes einschliesst. In gleicher Reihenfolge werden die herausgestellten Formen erneut bei Besprechung der Chronologie (S. 62ff.), einige sodann noch ein drittes Mal bei der Diskussion ihrer Verbreitung und regionalen Stellung (S. 107ff.) abgehandelt. Leider erweist sich diese streng systematische Gliederung im praktischen Gebrauch des Buches eher als hinderlich.

Bei der Keramik, auf deren Gliederung Verf. viel Mühe verwendet, werden Gefässformen und Verzierungen getrennt behandelt. Die Gliederung der Formen sucht Verf. durch Verwendung eines «beschreibenden Vokabulars» und rechnerische Indices (von denen allerdings nur die Mittelwerte, nicht aber die jeweiligen Spannwerte genannt werden) nach Möglichkeit zu objektivieren (S. 22f.). Im Einzelfall entschliesst er sich dann aber doch dazu, das objektive Prinzip durch einen impressionistischen Ansatz zu ergänzen; so gehören Schalen und Tassen nach ihrer Definition zu den Gefässen mit einfachem (ungegliedertem) Körper, es werden aber auch Gefässe mit angedeuteter Schulter einbezogen, da auch bei ihrer Herstellung die Idee des Töpfers die gleiche gewesen sei, nämlich ein einfaches ausladendes Gefäss herzustellen (S. 23). Benannt werden die keramischen Gruppen und Formen überwiegend mit beschreibenden Begriffen. Anders verfährt Verf. bei den übrigen - vorwiegend bronzenen - Objekten, die innerhalb jeder Fundgattung in fortlaufend numerierte Formen und ggf. Varianten unterteilt werden. Soweit möglich, folgt die Untergliederung bereits vorliegenden Einteilungen; ein Teil der «Formen» und «Varianten» ist aber recht heterogen (beispielsweise die Varianten 1 und 2 der Vasenkopfnadeln). Es wäre teilweise wohl besser gewesen, zwischen gut zu definierenden Typen, Formen und Varianten einerseits und den restlichen Vertretern einer Formenfamilie andererseits zu unterscheiden.

Mit der Behandlung der Chronologie folgt der umfangreichste Abschnitt (S. 43–103). Da der bis 1969 geborgene Fundstoff nur im Vergleich mit anderen, besser zu datierenden Funden eingeordnet werden kann, sieht sich Verf. zunächst zu einer allgemeinen Darstellung der Chronologie von HaA2 bis zum Ende der Urnenfelderzeit (HaB2 bzw. Müller-Karpe HaB3) in der Schweiz, Südwestdeutschland (vor allem im Bereich der sog. rheinisch-schweizerischen Gruppe), dem Elsass und zuletzt kursorisch dem übrigen Ostfrankreich gezwungen (S. 43–61). Für die Umschreibung der Endphase der Urnenfelderzeit (HaB2 im Sinne der Schweizer Forschung, der wir hier zweckmässigerweise folgen), kann er sich vorwiegend auf Schweizer Fundkomplexe und Stratigraphien in einigen Seerandsiedlungen stützen; als schwieriger erweist sich dort die Unterteilung der älteren, HaA2 und B1 entsprechenden Funde. Dieses Problem steht daher im Mittelpunkt der Besprechung der Nachbargebiete, bei deren Chronologie Verf., wie er an anderer Stelle bemerkt (S. 62), in den Grundzügen der gegenwärtig herrschenden Auffassung folgt.

Den HaA2-zeitlichen Formenschatz in Südwestdeutschland versucht Verf. zunächst mit Hilfe einer Reihe bronzeführender Fundkomplexe - vornehmlich Grabinventare - zu umschreiben, die nach seiner Auffassung durch diese Bronzen nach HaA2 datiert werden; daran schliesst er weitere Gräber ohne datierende Bronzen an. Dabei wird auf eine Diskussion der Abgrenzung von HaA1 und A2 in Südwestdeutschland verzichtet; einige der S. 49f. als HaA2-zeitlich angesprochenen Bronzeformen sind u.E. nur allgemein HaA-zeitlich. So das von A. Jockenhövel nur auf Grund seiner Keramik nach HaA2 datierte Rasiermesser von Wahnwegen[3], die in einigen Fällen genannten Urnenfeldernadeln (unser Typ Wollmesheim), von denen sich nur einzelne Varianten enger eingrenzen lassen[4], und Fibeln vom Typ Kreuznach, für die P. Betzler sogar umgekehrt eine Beschränkung auf HaA1 erwog[5]. Nicht zuletzt aus südwestdeutscher Sicht ist es zu begrüssen, dass dieser Abschnitt durch (leider massstabslose) Abbildungen eines Teils des herangezogenen Fundstoffes ergänzt wird (Fig. 29–37); darunter befinden sich auch mehrere aus der ungedruckten Dissertation von Ch. Seewald über die Urnenfelderkultur der Rheinpfalz (1957) übernommene Abbildungen.

Weniger leicht fällt dem Verf. angesichts des allgemeinen Rückgangs der Bronzebeigaben die Herausstellung einer Gruppe von HaB1-Gräbern, zumal er das auf Grund seiner Bronzen so zu datierende Grab von Pfeddersheim als Übergangsgrab mit noch HaA2-zeitlicher Keramik für seine Zwecke nicht berücksichtigen zu können glaubt (S. 51). Die Diskussion über dieses Inventar soll hier nicht erneut aufgenommen werden, wir wollen nur noch einmal daran erinnern, dass sich nicht zu allen keramischen Formen dieses Grabes gute Entsprechungen in der HaA2-zeitlichen Tonware finden lassen und dass gerade dieses Inventar unterschiedliche Zäsuren bei Keramik und Bronzen verdeutlicht[6].

Zur anderen Seite hin zeigen sich die Schwierigkeiten einer Abgrenzung von HaB1 an dem Grab von Mainz-Bretzenheim, dessen Datierung nach HaB1 gleichfalls nicht unumstritten ist[7], dessen - allerdings in der Form abweichende - Bombenkopfnadel zudem nach ihrem Kopfdurchmesser eher den grossen, vom Verf. als HaB2-zeitlich vermuteten Exemplaren aus Auvernier (S. 63) zur Seite zu stellen wäre.

Im Ergebnis kommt Verf. zu einer vor allem die keramischen Elemente berücksichtigenden deutlichen Unterscheidung von HaA2 und B1, nach der im jüngeren Abschnitt durchweg kammstrichverzierte Schulterbecher, Hutschalen, Girlandenmuster in Kammstrichmanier fehlen, neu dagegen Näpfe mit verzierter Aussenwandung, Henkel mit begleitender Verzierung, Mäandermuster, Kerbschnittdreiecke und Fischgrätenmuster auftreten (S. 52). In grossen Zügen entspricht das der allgemeinen Auffassung, ob aber die grossräumige deutliche Trennung von HaA2- und B1-Keramik wirklich vertretbar ist, muss dahingestellt bleiben. Zum einen zeigen Gräber wie das von Pfeddersheim die dabei auftauchenden Schwierigkeiten, zum anderen hat kürzlich M. Primas in einem Vortrag auf die oft regional unterschiedliche Entwicklung der Keramik der Seerandsiedlungen hingewiesen[8] (im selben Zusammenhang legte übrigens R. Dehn eine urnenfelderzeitliche Grube aus dem südbadischen Breisach vor, in der sich neben eindeutig HaB1-zeitlicher Keramik auch kammstrichverzierte Schulterbecher fanden[9]).

An die Darstellung der südwestdeutschen schliesst sich die der ostfranzösischen Chronologie an, darauf folgt dann - als ein Kernstück der Arbeit - die Besprechung der in Auvernier

vorkommenden Formen hinsichtlich ihrer Zeitstellung sowie teilweise auch Verbreitung und Herkunft (S. 62–100). Bei den Erörterungen zur Zeitstellung und Verbreitung wird dann auch deutlich, dass einige der zuvor unterschiedenen «Formen» und «Varianten» nur diverse Einzelstücke zusammenfassen. Eine angemessene Würdigung der vielen Ergebnisse und Überlegungen dieses Abschnittes ist an dieser Stelle nicht möglich; sie muss zukünftigen Auseinandersetzungen mit dem Fundstoff überlassen bleiben, für die sich die Arbeit von Rychner als anregende Fundgrube erweisen wird. Wir müssen uns hier auf wenige Bemerkungen beschränken. Soweit möglich, stützt sich Verf. auf Parallelen aus hinreichend datierten geschlossenen Funden, in vielen Fällen ist er aber durch die Quellenlage oder den Publikationsstand auf typologische Erwägungen verwiesen.

Der typologische Ansatz wird aber auch deutlich bei den besonders ausführlich behandelten Binninger Nadeln (S. 67ff.), als welche im Gegensatz zu A. Beck und dem Rez. wiederum nur die fünfrippigen Stücke angesprochen werden, die vergleichbaren Nadeln mit weniger Rippen bezeichnet Verf. - trotz ihrer von ihm betonten Gleichzeitigkeit - als degenerierte Binninger Nadeln, denen als verwandt noch die sog. Urnenfeldernadeln (unser Typ Wollmesheim) zur Seite gestellt werden. Diese Zusammenfassung ist allenfalls für die Zwecke der vorliegenden Arbeit geeignet, da aus Auvernier nur eine einzige Urnenfeldernadel vorgelegt werden kann (Taf. 82, 7). Die vermutete weitgehende Gleichzeitigkeit der Binninger und «degenerierten» Binninger mit den Urnenfeldernadeln mag, wie vom Verf. vermutet (S. 68), für die Schweiz zutreffen, in der offenbar vorwiegend die frühen Varianten des Typus Wollmesheim vertreten sind; darüber hinaus sind Wollmesheim-Nadeln aber offensichtlich langlebiger und umfassen auch die Stufe HaA2 (s. oben). Zu den Binninger Nadeln - wie auch anderen gleichzeitigen Formen - kann nunmehr auf die umfassende Bearbeitung durch A. Beck verwiesen werden (vgl. Anm. 2). Wenn Rychner sich für eine weitgehende Gleichzeitigkeit des BzD- und HaA1-zeitlichen Formenschatzes ausspricht, so findet das in den Ergebnissen A. Becks keine Stütze.

Die Bombenkopfnadeln sind in Auvernier nur in ihrer Ausprägung mit annähernd kugeligem Kopf vertreten; einige der vom Verf. genannten «Parallelen» (wie Wollendorf, Holzheim) vertreten mit ihrem nach oben und unten ausgezogenen Kopf eine andere Form, die zur Datierung des Schweizer Fundstoffes nicht unmittelbar beitragen kann[10]. Verf. nennt es selbst einen «Vorschlag», wenn er die Nadeln mit kleineren Köpfen nach HaB1, die grösseren nach HaB2 setzt (S. 62f.).

Fast nur typologisch - da lediglich aus Pfahlbaustationen vorliegend - lassen sich die massiven oder hohlen Armringe mit vieleckigem Querschnitt (Form 8–10) ordnen (S. 72); als Ausgangspunkt dient wie schon bei U. Ruoff das Grab von Schlieren, dessen formal verwandte Armringe freilich angesichts ihrer Übereinstimmung mit Stücken aus Wollmesheim und angesichts der mit ihnen vergesellschafteten, in der Schweiz gleichfalls vereinzelten Wollmesheim-Nadeln mit zwiebelförmigem Kopf wohl als Importe anzusehen sind. Dasselbe Wollmesheimer Grab belegt übrigens - neben anderen Funden - das Auftreten dreiecks- und schwalbenschwanzförmiger Anhänger bereits vor HaB[11], in welche Phase Verf. alle derartigen Stücke verweisen möchte (S. 76).

Die Lanzenspitzen, für die bisher eine systematische Bearbeitung des Fundstoffes aus der Zone nordwärts der Alpen fehlt, entziehen sich teilweise einer näheren Ansprache; ihre Gliederung ausschliesslich auf Grund der Verzierung - bzw. deren Fehlen - vermag nicht in allen Fällen zu befriedigen (S. 38f., 78). Als gut umschreibbar heben sich die endurnenfelderzeitlichen Stücke mit der zeittypischen Astragalierung der Tüllenmündung heraus (Form 1).

Bei den oberständigen Lappenbeilen mit Öse versucht Verf. zwischen der - u.a. in zahlreichen Depotfunden vertretenen - «klassischen» eleganten HaB2-Form und einer etwas plumperen, in der Station Neuenburg/Le Crêt in HaB1-Zusammenhang auftretenden Form zu unterscheiden (S. 82); eine eindeutige Gliederung der in einer «Form» zusammengefassten Stücke würde wohl die Berücksichtigung weiteren Materials erfordern.

Ergebnisse und Folgerungen der Chronologiebesprechung werden zusammengefasst in zwei Abschnitten zur Chronologie der Funde und der Entwicklung der Endbronzezeit in Auvernier (S. 100–103). Dazu gehören zwei Diagramme mit den relativen Mengenanteilen wesentlicher Fundgattungen in den einzelnen Stufen (Fig. 39, 40). Bedeutsam ist die Interpretation des - zahlenmässig spärlichen - BzD- und HaA1-zeitlichen Fundstoffes, unter dem Nadeln mit 25 von 28 diesem Zeitabschnitt zugewiesenen Objekten deutlich vorherrschen (Taf. 73, 13.17–20; 79, 9–12. 14; 82, 1–15; dazu zwei Messer Taf. 113, 7 und 114, 2 sowie vielleicht ein Armring Taf. 92, 10). Vor allem angesichts des Fehlens zeitgleicher Keramik setzt Verf. diesen Teil des von ihm bearbeiteten Fundstoffes von den Siedlungszeugnissen der Stufen HaA2 bis B2 ab und erwägt überzeugend seine Verknüpfung mit anderen Gewässerfunden, die er in Übereinstimmung mit der neueren Forschung als wahrscheinliche Votivdeponierungen ansieht (S. 102). Er nennt in diesem Zusammenhang speziell die in jüngerer Zeit zusammenfassend bearbeiteten Flussfunde, im Hinblick auf die spezielle Zusammensetzung des Fundbestandes von Auvernier - viele Nadeln, keine Beile oder Schwerter - scheint ein Vergleich mit den Moorfunden noch treffender; dabei käme zur übereinstimmenden Fundzusammensetzung auch noch ein möglicherweise gleichartiger Deponierungsort, nämlich ein stehendes Gewässer[12].

Im vorliegenden Fall zeigt sich, dass die traditionellen chronologischen Zäsuren - hier die Grenze zwischen mittlerer und später Bronzezeit im Sinne der Schweizer Forschung, wie sie der Abgrenzung der vorliegenden Arbeit zugrunde lag - nicht allen kulturgeschichtlichen Erscheinungen gerecht werden können. Verf. weist darauf hin, dass die genannten BzD- und HaA1-zeitlichen Funde eher mit dem sparsamen mittelbronzezeitlichen Fundbestand zusammenzufassen sind, dessen Zusammensetzung (vier Nadeln, ein Beil, ein Dolch[13]) allerdings wiederum etwas andere Züge zeigt.

Die Interpretation eines Teiles der Seeuferfunde als Deponierungen erlaubt vielleicht auch ein besseres Verständnis der gleichzeitigen Funde aus savoyischen Seen, deren unterschiedslose Datierung ans Ende der Urnenfelderzeit durch F. Audouze und J.-C. Courtois Verf. zu Recht kritisiert (S. 65. 69)[14].

Eine Fortsetzung der Deponierungen will Verf. auch für die Zeit der folgenden Besiedlung nicht ausschliessen und sieht darin eine mögliche Erklärung für den bemerkenswerten Fundreichtum der Pfahlbaustationen. Umgekehrt erwägt er auch, ob die Anlage der Siedlungen an den vorher zu Deponierungen aufgesuchten Plätzen als Hinweis auf unmittelbare Kontinuität anzusehen sei; diese Überlegungen werden jedoch relativiert durch den Hinweis auf die unsystematische, Stellen mit Pfahlfeldern bevorzugende Bergung des bearbeiteten Fundstoffes; womöglich fanden Deponierungen ebenso zahlreich an anderen Plätzen statt (S. 102).

Ein letzter Hauptabschnitt ist der Bestimmung der räumlichen Stellung von Auvernier speziell und der westschweizerischen Pfahlbaustationen allgemein gegenüber benachbarten Kulturerscheinungen gewidmet (S. 105–120). Der durch den gegenwärtigen schlechten Publikationsstand bedingten Schwie-

rigkeiten eines solchen Unterfangens ist sich Verf. durchaus bewusst (S. 105). Bei der an den Beginn gestellten Besprechung bestimmter Details der Keramik werden vor allem die Unterschiede zwischen West- und Ostschweiz, für HaB2 auch die zwischen der Westschweiz und Savoyen herausgestellt. Hingewiesen wird ausserdem darauf, dass einige in der Westschweiz vertretene Elemente weit nach Frankreich hineinreichen.

Die Stellung der Bronzen wird vor allem am Beispiel der Armringe erörtert; zu diesem Abschnitt gehören auch 14 - weitgehend auf den schweizerischen Raum beschränkte - Verbreitungskarten mit zugehörigen, vielfach über die Schweiz hinausgehenden Fundlisten. Als HaA2-zeitliche Form werden zuerst die aus mehreren, z.T. tordierten Ringen bestehenden sog. Drillingsringe behandelt, die Verf. allerdings zu Unrecht dem von I. Richter herausgestellten Typ Framersheim zuordnet. Während für letzteren drei einzelne, an *beiden* Enden tordierte Ringe kennzeichnend sind, unterscheiden sich die Stücke aus Auvernier dadurch, dass nur ein Ende vernietet ist, während am anderen der mittlere Stab in den schleifenförmig umgebogenen äusseren Stab eingehängt ist (Taf. 91, 11-14). Diese Form kann als eigene westschweizerische Sonderausprägung herausgestellt werden, neben der in einigen west- (und ost-)schweizerischen Stationen - aber nicht in Auvernier - auch die vor allem südwestdeutschen Framersheim-Ringe vertreten sind[15]. Die Verbreitungsbilder und -listen verschiedener endurnenfelderzeitlicher Ringformen zeigen erneut die Unhaltbarkeit der Konzeption eines weite Teile Südwest-Mitteleuropas umfassenden «Pfahlbaukreises». Unter dem vorgelegten Fundstoff heben sich einige vom Verf. nicht eigens herausgestellte, z.T. fragmentierte, durchgehend astragalierte Ringe (Taf. 88, 20; 89, 9.17.18) vom übrigen Bestand ab; ihre Seltenheit in Auvernier und südwestdeutsche Parallelen lassen an Importe oder zumindest auswärtige Anregungen denken.

Im Anschluss an die Diskussion der Armringe weist Verf. auf ihre Häufung in bestimmten Stationen (besonders Corcelettes und Auvernier) hin, für deren Erklärung sowohl an herstellungstechnisch-kommerzielle Gründe wie an bestimmte Deponierungssitten zu denken sei (S. 112). Als Hinweis auf die Bedeutung des Metallhandwerks in den genannten Stationen können die dort relativ häufigen Gussformen gelten, von denen aus Auvernier 17 Exemplare abgebildet werden (T. 131-137). Bei einem Vergleich zwischen West- und Ostschweiz mit Hilfe der Metallfunde zeigen sich nicht nur Unterschiede im Formenschatz, sondern auch in der Zusammensetzung des Fundstoffes; so ist der Nadelanteil im Zürichsee grösser als in der Westschweiz (S. 113). Auch gegenüber dem Genfersee und Savoyen lassen sich Unterschiede herausstellen. Ob sich die Bevorzugung gravierter Verzierung in der Westschweiz wirklich als Erbe der Rhone-Kultur auffassen lässt (S. 114), kann wohl kaum entschieden werden.

In einer abschliessenden allgemeinen Zusammenfassung (S. 115-120) wird der behandelte spätbronzezeitliche Fundstoff als Teil im Gesamtspektrum der aus Auvernier vorliegenden Funde betrachtet. Nach einer älteren Siedlungsphase im Neolithikum und der beginnenden Bronzezeit folgt die auffällige, vielleicht klimatisch bedingte Armut an mittelbronzezeitlichen Funden (bis hin zu den erwähnten BzD- und HaA1-Funden), der dann der reiche Fundniederschlag der mittleren bis späten Urnenfelderzeit folgt. Verf. sieht in den Bronzefunden der Zwischenphase ein die Kontinuität bezeugendes Verbindungsglied zwischen früher und später Bronzezeit und verweist dazu auch auf die Verwendung von Pfahlschuhen in früh- wie spätbronzezeitlichen Seerandsiedlungen der Ostschweiz (S. 115f.). Inwieweit mit einer Kontinuität im strengen Sinn zu rechnen ist, lässt sich aber gegenwärtig kaum entscheiden; hier muss zwangsläufig manches hypothetisch bleiben.

Abschliessend geht Verf. auf das Verhältnis der späten Bronze- zur älteren Eisenzeit ein und betont - im Gegensatz zu E. Vogt und U. Ruoff - den mit dem Ende der Seerandsiedlungen verbundenen entscheidenden Einschnitt in das gesamte kulturelle Gefüge, der es gerechtfertigt erscheinen lasse, weiterhin die Grenze Bronze-/Eisenzeit an den Übergang von HaB2 nach HaC zu setzen. Als Gründe für das Verlassen der Siedlungen nennt er neben der in diesem Zusammenhang häufig diskutierten Klimaverschlechterung eine zunehmende Bedeutung von Eisen und Salz und die stärkere soziale Differenzierung, die offenbar zu tiefgreifenden Wandlungen führten (S. 118).

Die schon erwähnten Karten und Listen, ein Ortsregister und eine Bibliographie schliessen den Textteil ab. Wie bereits gesagt, enthält er auf etwa 100 eng bedruckten Seiten eine Fülle von Feststellungen, Hinweisen, Überlegungen und Vergleichen. Verf. hat eine ebenso schwierige wie undankbare Aufgabe übernommen, die er im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten mit Erfolg gelöst hat. Zu wünschen bleibt nun, dass weitere ähnliche Arbeiten folgen mögen.

Wolf Kubach

Anmerkungen

[1] V. Rychner, JbSGUF 58, 1974/75, 43.

[2] Genannt seien hier: U. Ruoff, Zur Frage der Kontinuität zwischen Bronze- und Eisenzeit in der Schweiz (1974). - A. Beck, Beiträge zur frühen und älteren Urnenfelderkultur im nordwestlichen Alpenvorland. Prähist. Bronzefunde XX, 2 (1980). - K. Pászthory, Der bronzezeitliche Arm- und Beinschmuck der Schweiz. Diss. Frankfurt a.M. 1981; in Vorbereitung für Prähist. Bronzefunde X.

[3] A. Jockenhövel, Die Rasiermesser in Mitteleuropa. Prähist. Bronzefunde VIII, 1 (1971) 110.

[4] W. Kubach, Die Nadeln in Hessen und Rheinhessen. Prähist. Bronzefunde XIII, 3 (1977) 439ff.

[5] P. Betzler, Die Fibeln in Süddeutschland, Österreich und der Schweiz I. Prähist. Bronzefunde XIV, 3 (1974) 45f.

[6] Zur Datierung des Pfeddersheimer Grabes vgl. I. Richter, Der Arm- und Beinschmuck der Bronze- und Urnenfelderzeit in Hessen und Rheinhessen. Prähist. Bronzefunde X, 1 (1970) 147f.; M.K. H. Eggert, Die Urnenfelderkultur in Rheinhessen. Geschichtl. Landeskunde XIII (1976) 117ff. (dazu Rezensionsbemerkungen von V. Rychner, JbSGUF 62, 1979, 183; W. Kubach, Fundber. aus Hessen 17-18, 1977-78 [1980] 383f.); A. Jockenhövel, Die Rasiermesser in Westeuropa. Prähist. Bronzefunde VIII, 3 (1980) 98f.

[7] Kubach a.a.O. (Anm. 4) 504f. mit weiteren Hinweisen; Eggert a.a.O. (Anm. 6) 121f.

[8] Vortrag auf der Jahrestagung 1981 des West- und Süddeutschen Verbandes für Altertumsforschung in Basel.

[9] Vgl. auch H. Bender, AKB 6, 1976, 213ff. Abb. 4.5.

[10] Kubach a.a.O. (Anm. 4) 505ff. (Form Ockstadt).

[11] U. Wels-Weyrauch, Die Anhänger und Halsringe in Südwestdeutschland und Nordbayern. Prähist. Bronzefunde XI, 1 (1978) 117f. 119.

[12] W. Kubach, Deponierungen in Mooren der südhessischen Oberrheinebene. Jahresber. Inst. Vorgesch. Univ. Frankfurt. 1978-79, 189ff.

[13] Ch. Osterwalder, Die mittlere Bronzezeit im schweizerischen Mittelland und Jura. Monogr. z. Ur- u. Frühgesch. d. Schweiz 19 (1971) 62.

[14] Vgl. auch Kubach a.a.O. (Anm. 4) 420 Anm. 67; Jockenhövel a.a.O. (Anm. 6) 104.

[15] Richter a.a.O. (Anm. 6) 132ff.; zukünftig Pászthory a.a.O. (Anm. 2).

Les structures d'habitat à l'Age du Fer en Europe tempérée. L'évolution de l'habitat en Berry. Actes du colloque de Châteauroux, Bouges-le-Château, Levroux, 27–29 octobre 1978. Publié sous la direction d'Olivier Büchsenschütz. Editions de la Maison des sciences de l'homme, Paris 1981. 225 pages, nombreuses illustrations dans le texte.

La publication de ce volume qui réunit les communications présentées par de nombreux participants au colloque de Châteauroux, Bouges-le-Château, Levroux en 1978, offre un profond intérêt à divers titres et prend désormais une place appréciable dans le cadre des recherches sur l'Age du Fer en général.

Il est hors de question de rendre compte ici des 35 contributions publiées, regroupées en deux parties, et qui toutes relèvent d'une approche différente. Ces exposés font suite à une introduction de l'organisateur de ce colloque (et fouilleur du site de Levroux) Olivier Büchsenschütz, dans laquelle il fait un historique des recherches, conceptions et méthodes d'investigation ayant trait à l'«habitat», dans un sens large, et établit un premier bilan de la rencontre (p. 1–6).

La première partie (qui retiendra ici plus particulièrement notre attention) concerne les structures d'habitat à l'Age du Fer en Europe tempérée; avec 24 contributions groupées en 4 thèmes, suivies d'une discussion générale (p. 9–209) elle constitue la plus grande part de l'ouvrage. La deuxième partie, l'évolution de l'habitat en Berry, compte 8 contributions groupées en 3 thèmes et une conclusion (p. 211–255).

Il est intéressant de souligner que la plupart des orateurs sont les représentants d'une jeune génération d'archéologues (phénomène particulièrement frappant à l'échelon français) ce qui permet d'expliquer dans une certaine mesure un renouveau dans la problématique des recherches archéologiques, dans le cas particulier de l'Age du Fer la poursuite de thèmes qui n'avaient que peu été développés jusque là (par manque d'intérêt, ou avaient été mal traités) et l'on reconnaît à plus d'un endroit les préoccupations des chercheurs anglo-saxons. Le sujet retenu pour ce colloque, l'étude de l'habitat, débouchant sur des considérations d'ordre social, économique, technologique etc., le recours aux comparaisons ethnologiques par exemple qui permettent de dépasser l'analyse purement typologique et chronologique, est une bonne illustration de ce renouveau.

Le lecteur de ces actes trouvera une foule de renseignements (trop souvent difficilement accessibles ou dispersés) de premier ordre, soit directement du fouilleur, sur des découvertes ou études pour la plupart récentes et qui sont autant d'informations, de suggestions et d'impulsions pour des recherches parallèles, dans une vaste ère géographique et climatique définie ici comme «Europe tempérée».

Du *thème I:* Etude des structures archéologiques, nous retiendrons plus particulièrement la communication d'Alain Villes sur "un type particulier de «pseudo-fond de cabane». Les associations de silos en Champagne" (p. 18–36) qui, non seulement détruit le «mythe» des «fonds de cabane» (qui jusqu'à ces dernières années fournissait un alibi d'interprétation grâce à cette idée préétablie pour bien des structures incomprises) mais propose, à travers son analyse rigoureusement conduite, une série d'hypothèses et d'interprétations quant à un type de fosses polylobées de La Tène en Champagne qui se révèlent être des «silos larges» ou des «structures d'ensilage de type peu profond» selon leur forme et la terminologie de l'auteur (p. 27); l'évolution de ces structures, par association de silos juxtaposés et/ou élargissement progressif d'un silos, est discutée, avec une argumentation convaincante appliquée à ce cas particulier. La communication d'Olivier Büchsenschütz qui fait suite «le problème des structures semi-enterrées. Méthodes d'approche» (p. 37–44) apporte un grand nombre de remarques fondamentales qui permettent de nuancer une généralisation tentante après l'étude précédente; l'analyse fine de certaines structures en fosses (pour lesquelles l'interprétation «silo» ou tout autre modèle explicatif n'était pas apparue comme suffisante) le prélèvement du mobilier (très abondant) selon un système élaboré de critères codés (à la manière des paléolithiciens) en vue d'un traitement au moyen de l'ordinateur, permet d'avancer dans la poursuite d'une interprétation fonctionnelle de ce type de fosses; une activité humaine est évidente sur le fond plat par exemple de 2 structures (de $2 \times 2{,}2$ ou 4×3 m, profondes de 0,5 et 0,9 m) pour lesquelles une couverture durant l'utilisation doit être restituée, activité précédant un comblement tardif et une réutilisation(?) au niveau supérieur dans le second cas, dont la qualité d'«occupation» est mise en doute, en l'absence d'un «sol» en place conservé. A coup d'expériences et de réflexions renouvelées, en équipe, la connaissance progresse. Cette recherche est malheureusement presque toujours freinée, si ce n'est bloquée, par des questions d'ordre institutionnel, à savoir financier, et, comme le relève l'auteur «notre connaissance dans ce domaine dépend donc uniquement du temps et des moyens qui pourront y être consacrés» avec comme condition et conséquence que «les chances sont faibles de découvrir une maison sur une surface inférieure à 1000 m^2»! (p. 38; voir plus bas).

Deux autres communications dans cette partie, l'une de Peter J. Reynolds qui rend compte d'un projet de recherche expérimentale unique à ce jour, non seulement la reconstruction d'une ferme de l'Age du Fer (vers 300 av. J.-C.) à Buster Hill (près de Portsmouth) mais encore la tentative d'y vivre selon des modes de production de l'époque restitués dans une unité géographique définie (p. 9–17). Ces expériences, agricoles en particulier, apportent une foule de renseignements qui permettent de repenser bien des théories généralement admises. Enfin Roger Agache, à l'aide d'une prospection aérienne qu'il a développée de manière systématique, offre une réflexion sur «le problème des fermes indigènes pré-romaines et romaines en Picardie» (p. 45–50). Sur la base d'une analyse typologique, d'une prospection au sol et quelques sondages ou fouilles, il assimile un certain type de constructions avec enclos aux «aedificia» mentionnés par César et si rarement manifestés par les fouilles (ce qui engage toutefois à la prudence lorsqu'il s'agit de coller une étiquette tirée de la littérature antique à une réalité archéologique, comme pour les notions d'«Oppidum», «Castellum», «Murus gallicus» et tant d'autres).

Le *thème II:* Les bilans régionaux constitue une source d'information de premier ordre, comme nous l'avons déjà souligné; nous nous restreignons ici à mentionner les auteurs et le sujet de leur communication: Jan B. M. Ralston expose un aperçu de «l'évolution de l'habitat protohistorique dans le Nord de la Grande Bretagne» (p. 53–60) en particulier des sites fortifiés, en général de petites dimensions dans le nord de l'Ecosse selon un déterminisme géographique, un peu plus vastes plus bas dans le Pays. Anne Cahen-Delhaye parle des «habitats de La Tène dans les Ardennes Belges» (p. 61–66) en site ouvert de fond de vallée (dont on connaît bien peu de choses sinon les sépultures correspondantes, les célèbres «tombelles») ou en fortification de hauteur, d'envergure limitée, qui, selon l'auteur «semblent avoir servi de refuge en cas de danger» (p. 63). Françoise Audouze, Jean-Claude Blanchet, Jean-Louis Bruneaux font un riche état de la question sur l'«habitat à l'Age du Fer dans la moyenne vallée de l'Oise» (p. 67–82) inventaire des sites fortifiés, en général des éperons barrés d'envergure variable, souvent «à la confluence de l'Oise et d'un de ses affluents» (p. 67) et encore très peu connus. Les habitats de

vallée sont situés en bordure de la rivière, suite aux changements climatiques survenus dès la fin de l'Age du Bronze; en plus des différents plans, types de constructions reconnus, mentionnons encore la grande maison ovalaire (22 × 12,5 m; 45 trous de poteaux) repérée par photo aérienne (R. Agache, voir plus haut) et fouillée en 1976 sur le site de Verberie «Le Buisson Campin»; cette maison, avec ses fosses associées, dévoile un ensemble au plan cohérent unique, de la fin de La Tène si l'on en croit les datations des fouilleurs. Michel Chossenot présente «deux études sur l'habitat protohistorique en Champagne sèche» (p. 83–88) basées sur des fouilles récentes; il commente une série de ces fosses-silos (dont ont parlé A. Villes et O. Büchsenschütz) et suppose que l'habitat «devait» se situer à proximité immédiate; ces structures, trous de poteaux etc. restent souvent difficilement interprétables (ce qui ajoute à la valeur des maisons de l'Oise, voir plus haut). Alain Deyber, à propos des structures d'habitat du nord-est de la Gaule (p. 89–100) fournit un bilan des connaissances de certaines structures quadrangulaires interprétées comme des «habitations» et d'autres fort diverses de par le mode ou les éléments de construction et d'attribution fonctionnelle. José Gomez de Soto traite des différents types de sites d'«habitats de l'Age du Fer dans le bassin de la Charente» (p. 101–103) état des connaissances qui restent fragmentaires. Jean-Pierre Pautreau parle des «habitats du Premier Age du Fer en Poitou» (p. 105–112) en relevant une série d'indices tirés de fouilles récentes. Christian Chevillot «Haute Vienne et Dordogne aux Ages du Fer» (p. 113–125) établit un très riche inventaire des sites et structures d'habitat, souvent partielles comme ailleurs, reconnues surtout à l'occasion de travaux récents, en sauvetage ... André van Dorselaer fournit un très bref résumé des «traces d'habitations» du Mont Kemmel en Belgique (p. 127). André Müller montre une structure qu'il interprète comme «fond d'habitat» sur le célèbre site de Vieille-Toulouse (p. 129–138) «cabane» au sol installé sur un «vide sanitaire», constituée de grosses poutres et parois en pisé; l'abondant mobilier recueilli permet de dater la construction vers la fin du 1er s. av. J.-C. Enfin, Jiří Waldhauser présente un bref exposé consacré à une enquête exceptionnelle et unique à ce jour, effectuée sur une micro-région du nord-ouest de la Bohème, près de Bilina; il peut y suivre l'organisation de l'habitat celtique, du Hallstatt final jusqu'à la fin de La Tène (p. 139–143). En effet, une prospection systématique permet, à l'aide de 128 «sites» retenus, de restituer l'histoire de l'occupation du sol (habitats, nécropoles, lieux de culte, fortifications) et les modifications survenues au cours de 7 siècles, avec les conséquences «socio-économiques» dans un sens large que cela implique!

Le *thème III:* Les oppida. Ferdinand Maier introduit le vaste «Oppidum de Heideträntkal dans le Taunus au nord de Francfort» (p. 147–149) en commente le plan sur 2 collines (Altkönig et Goldgrube) et ses fortifications au moyen de «Pfostenschlitzmauer» (type Altkönig-Preist d'ailleurs) dès La Tène ancienne déjà. Les habitats étagés le long des pentes(?) restent pratiquement inconnus en l'absence de fouilles récentes. Deux exposés consacrés aux deux plus prestigieux Oppida de Gaule se succèdent, dans lesquels «M. Mangin et J.-P. Guillaumet rompent enfin le silence qui s'était établi depuis plus d'un demi-siècle sur les sites pourtant si célèbre d'Alésia et du Mont-Beuvray» (comme le souligne O. Büchsenschütz dans son «introduction», p. 5). Michel Mangin parle de «La Tène finale et gallo-romain précoce à Alésia» (p. 150–155) (exposé dont malheureusement les notes semblent avoir été oubliées à la composition); l'analyse détaillée d'un quartier organisé d'habitations et d'ateliers de métallurgistes (habitats quadrangulaires souvent enterrés, poteaux, fosses, etc.) datés en grande partie de la seconde moitié du 1er s. av. J.-C., et la reconnaissance des fortifications de l'Oppidum (datation non précisée) avec une sorte de «Pfostenschlitzmauer» (type Altkönig-Preist) fournissent des éléments nouveaux fondamentaux. Mentionnons au passage la remarquable étude de l'auteur (Un quartier de commerçants et d'artisans d'Alésia. Contribution à l'histoire de l'habitat urbain en Gaule. Bibliothèque Pro Alesia VIII, Dijon, 1981) où le problème est traité en détail. Jean-Paul Guillaumet analyse les données à disposition sur les habitats de la Côme-Chaudron de Bibracte (p. 157–161) fouillés par Bulliot entre 1867 et 1870, et dont l'auteur, avec des raisons impérieuses, topographiques et chronologiques, démonte l'image du plan de quartier, si souvent utilisé comme parallèle dans la littérature(!), qu'il remplace par une autre image plus réaliste de «terrasses étagées le long de la pente» (p. 158) et occupées à des époques différentes. Il réduit ensuite les «fosses cinéraires» à la qualité de silos et trous de poteaux. Les détails du mode de construction, pieux d'armature, pisé, soubassements de pierre, murs de pierre etc. montrent une évolution technique et des différences de destination. Alain Duval enfin tente de situer les «Oppida» et places-fortes dans la vie économique et sociale de la Gaule au 1er siècle avant J.-C. (p. 163–164).

Le *thème IV:* Les habitats ouverts et les habitats fortifiés à la fin de La Tène. Les deux premières communications concernent des sites très voisins à plus d'un point de vue (géographique, chronologique et topographique-déplacement de l'habitat). Ingo Stork examine le couple Breisach-Hochstetten (site ouvert) et Münsterberg (site sans doute fortifié par un «Pfostenschlitzmauer») à l'ouest de Fribourg/en Br., le second succédant au premier, comme à Bâle, vers le milieu du 1er s. av. J.-C. selon les estimations chronologiques de l'auteur. Les structures d'habitat ou autres (fosses, trous de poteaux et 2 longs fossés interprétés comme enclos) sont comme partout difficilement articulables. Ludwig Berger et Andres Furger-Gunti présentent le couple «Usine à gaz» et «Colline de la Cathédrale» (p. 172–180). Les structures, outre le fossé-enclos du genre «Viereckschanze» bien connu, sont constituées par une quantité de fosses et trous de poteaux qui restent peu parlantes sous l'angle d'habitat organisé; les interprétations de fosses-silos sont parfois pleinement justifiées, d'autres fosses ont un remplissage problématique (attendons la publication du «Befundband» annoncée; voir compte rendu du «Katalog ... Gasfabrik», p. 246 f.). Sur le Münsterhügel, fosses et traces de constructions de part et d'autre de la rue (principale) de l'Oppidum ne permettent pas de dessiner un plan cohérent d'ensemble des habitations. Robert Périchon parle brièvement du «gisement protohistorique l'Aulnat» (p. 187–189) (sans faire état de son voisin, l'Oppidum de Gergovie) où «malgré de larges zones de fouilles, aucun habitat complet n'a pu être dégagé jusqu'à ce jour» (p. 188); différents éléments reconnus comme partout (trous de poteaux, fosses, torchis etc.) dont la fonction est difficilement déterminable. Brigitte Fischer consacre une étude aux «monnaies gauloises de Levroux (Indre)» (p. 191–200) assortie d'un catalogue très détaillé; hors du thème direct de ce débat, cette communication soulève à nouveau une controverse chronologique de poids entre différentes interprétations, purement de la science numismatique d'une part et appuyées sur des interprétations stratigraphiques et de chronologie générale d'autre part (en particulier suite à l'article de A. Furger-Gunti et H.-M. von Kaenel, Die keltischen Fundmünzen aus Basel. Mit Untersuchungen zur Chronologie der Potinmünzen bei den Helvetiern und Raurikern aufgrund der Funde von Bern-Engehalbinsel und Basel. Schweizerische Numismatische Rundschau 55, 1976, 35 ss). Malheureusement un véritable dialogue entre numismates et archéologues n'est pas encore établi!

La confrontation des ensembles en stratigraphie du site des «Arènes» et de l'Oppidum de la «Colline des Tours», ce dernier comme dans les modèles précédents étant plus récent, permettra sans aucun doute d'alimenter cette discussion. Enfin Michael Ilett, Jean-Paul Demoule, Annick Coudart, Claude Constantin présentent le site de Villeneuve-Saint-Germain au bord de l'Aisne (p. 201–206) non loin du célèbre Oppidum de Pommiers et un site du même genre, Variscourt, fouillé sur une grande surface dans le cadre du vaste projet de sauvetage archéologique de la vallée de l'Aisne et qui apporte des documents exceptionnels sur le mode de construction des bâtiments observés comme sur l'urbanisme. Cette agglomération est datée en gros du 1er s. av. J.-C. (une datation plus précise des ensembles mis au jour sur ces fouilles récentes de qualité et d'envergure, aura des conséquences de poids dans la discussion de la chronologie absolue de La Tène finale et une fois de plus la question du monnayage). L'association de maisons (au plan restituable!) avec dépendances, enclos, fosses et rues, présente un aspect «organisé» qu'il est exceptionnel de pouvoir restituer, ce qui a été déploré dans toutes les communications précédentes. Le bilan de ce colloque pourrait paraître bien maigre si l'on ne se basait que sur les interprétations considérées comme acquises et validées, encore bien peu nombreuses ... il n'en est rien; au contraire l'image qui s'en dégage est celle d'une recherche que l'on souhaite dirigée, procédant pas à pas, refusant les «à priori» et établissant une somme d'enseignements à différents niveaux, de l'observation d'un «simple» trou de poteau à la reconstitution d'une unité urbaine. Il ressort une fois de plus clairement de ces exposés que seule une fouille moderne extensive d'un site, après prospection, sondages et adaptation des méthodes d'investigation en conséquence (exprimé avant tout dans l'«introduction» et la contribution de O. Büchsenschütz) peut apporter les éléments de compréhension du mode d'habitat à l'Age du Fer, servant à la connaissance des différentes sociétés qui s'en dégage nécessairement. (Voir dans cet ordre d'idée le bref bilan d'un projet exemplaire de recherches sur les «Oppida» - au sens français - de l'Age du Fer dans le Midi, en Côte d'Azur, avec une problématique bien définie qui annonce des progrès rapides, mais dont les fouilles programmées, extensives, restent limitées, faute de moyens: en particulier les contributions de Christian Goudineau dans «Archéologia, histoire et archéologie. Les dossiers, no 57, octobre 1981). Villeneuve St-Germain est à cet égard un jalon essentiel, comme par exemple Staré Hradisko en Moravie (Jiří Meduna dans Germania 48, 1970) et l'on est en droit d'attendre des révélations de l'étude des gigantesques fouilles de Manching en Bavière (première amorce de F. Schubert dans Germania 50, 1972) ou de La Heuneburg dans le Bade-Wurtemberg (W. Kimmig et E. Gersbach, Germania 44, 1966) pour la fin de l'époque de Hallstatt.

La deuxième partie / L'évolution de l'habitat en Berry, en 3 volets, thème V / La prospection (3 communications, p. 211–228) thème VI / Les techniques de construction (2 communications, p. 229–240) et thème VII / L'architecture dans le monde rural (3 communications suivies d'une conclusion de la deuxième partie, p. 241–255) par une série d'exposés que nous ne détaillerons pas ici, offre des points de comparaison ou d'accrochage sur le plan des techniques par exemple, qui traduisent l'évolution de la culture dans un terroir défini (le Berry) et relient l'archéologie, dont il a été question surtout, au monde moderne par le biais, entre autres, de l'ethnologie et des traditions populaires.

Gilbert Kaenel

Andres Furger-Gunti und Ludwig Berger: Katalog und Tafeln der Funde aus der spätkeltischen Siedlung Basel-Gasfabrik. Unter Mitarbeit von Peter Thommen (EDV-Programme). Untersuchungen zur spätkeltisch-frührömischen Übergangszeit in Basel, Band 2. Basler Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte, Band 7. Habegger-Verlag, Derendingen-Solothurn 1980. 450 pages, 175 planches, 2 annexes.

Cet ouvrage, signé par deux chercheurs bâlois, fait suite, un an plus tard, à la monographie de l'un des auteurs (A. F.-G.) consacrée aux fouilles du Münsterhügel de Bâle (la colline de la Cathédrale) (compte rendu dans ASSPA 64, 1981, 284–289). Il s'agit en outre du deuxième volume d'une série projetée de quatre, dont le thème est une recherche sur la transition entre la fin de l'époque celtique et le début de l'époque romaine à Bâle; ce deuxième volume est en fait le premier d'une trilogie ayant pour objet le célèbre site de la Gasfabrik (Usine à gaz) destinée à remplacer la première publication (aujourd'hui épuisée) qui, dès sa parution il y a 40 ans, resta toujours au premier rang des études sur la période de La Tène finale bien au-delà des frontières régionales (E. Major - Herausgeber -, Gallische Ansiedelung mit Gräberfeld bei Basel. Basel 1940).

Un réajustement des connaissances, conformément aux progrès considérables des recherches effectuées récemment à Bâle dans ce domaine et comparées à celles qui ont été conduites sur le même thème dans d'autres régions, aurait à lui seul justifié cette entreprise; nous apprenons de plus dans l'avant-propos des auteurs (p. 7) que l'ensemble des trouvailles de la Gasfabrik a plus que doublé depuis 1940!

Les 2 autres volumes, en cours de préparation, fourniront les documents du «terrain» ainsi qu'une nouvelle publication de la nécropole («Befundband», vol. 3) et apporteront une synthèse archéologique et historique très attendue, couronnement de l'entreprise («Auswertungsband», vol. 4).

L'ouvrage en question ici (le volume 2) n'appelle que quelques commentaires sur la forme d'une présentation murement réfléchie par les auteurs.

La *première partie,* introduction générale en 3 chapitres: le premier présente un bref commentaire sur le choix des pièces publiées, la corrélation des appellations typologiques avec celle de la publication de Major et une orientation sur l'utilisation du Computer dans ce projet avec les différentes critères retenus, qui bien évidemment n'ont pu tous être reproduits dans le texte du catalogue (p. 10–12).

La typologie adoptée est ensuite très sommairement exposée dans le deuxième chapitre (p. 13–40); de plus amples commentaires interviendront dans les volumes suivants. Il s'agit, rappelons-le, d'une typologie traditionnelle, établie par les auteurs et qui sert de base à une exploitation archéologique, en partie automatique. Les premières catégories de mobilier ne présentent aucune particularité: les fibules sont sériées selon les 3 grandes catégories des fibules laténiennes, seules les variantes de schéma La Tène moyenne et surtout La Tène finale étant représentées; parmi ces dernières (Type 3) 8 sous-types ont été isolés et définis en langage clair, abrégé selon l'appellation consacrée par l'usage (par ex.: fibule type Isonzo, Lauterach ou Nauheim). Les bracelets et perles en verre suivent la classification selon divers groupes proposée par Th. E. Haevernick (Die Glasarmringe und Ringperlen der Mittel- und Spätlatènezeit auf dem europäischen Festland. Bonn 1960) soit 5 types, dont 2 subdivisés chacun en 2 sous-types (groupes 2, 3, 6, 7 et 13 de Haevernick et des variantes 3 A, 3 B, 7 A, 7 B) et 3 types pour les perles (groupes 21, 22 et 23 de Haevernick). Les bracelets métalliques sont répartis en 4 types. Les amphores, en écrasante majorité du type Dressel 1 A, seront commentées dans le vo-

lume 4; les différences de pâte ont été répertoriées en 9 classes, tout comme les amphores du Münsterhügel, de manière subjective sans l'appui d'analyses chimiques ou physiques (p. 42). Une analyse typologique particulièrement détaillée est consacrée à la céramique de la Gasfabrik, séparée en 2 grandes catégories conventionnelles, «grossière» et «fine»; la première, la céramique commune ou d'usage courant, est sériée en pots à cuire (9 types dont les 3 premiers sont les plus courants) et écuelles (4 types); pour chacune de ces familles, la formation du rebord a été finement observée (29 formes pour les pots et 19 pour les écuelles). La seconde catégorie, la céramique fine, comprend des pots (13 types, en fait 4 types et 9 formes de rebord), bouteilles (5 types et 9 formes de rebord), tonnelets (5 types et 5 formes de rebord), gobelets (3 types et 1 plus petit à paroi épaisse), coupes (4 types et 9 sous-types - 5 d'un type et 4 d'un autre). De plus, comme dans le cas des amphores, 8 catégories ont été définies sur la base de l'aspect général des différentes productions (3 pour la céramique grossière et 5 pour la céramique fine). Les monnaies ont déjà fait l'objet d'une publication de A. Furger-Gunti et H.-M. von Kaenel (Die keltischen Fundmünzen aus Basel. Mit Untersuchungen zur Chronologie der Potinmünzen bei den Helvetiern und Raurikern aufgrund der Funde von Bern-Engehalbinsel und Basel. Schweizerische Numismatische Rundschau 55, 1976, 35ss.); des adjonctions et corrections figurent ici (p. 39-40).

Dans le troisième chapitre, on trouve des explications relatives à la présentation du catalogue (p. 41-44) qui nous renseignent également sur la conception globale du projet et les partis pris par les auteurs dans l'étude du mobilier et du site en général. (La validité de ces choix ne pourra être jugée qu'après la parution des volumes 3 et 4).

La *deuxième partie:* catalogue et planches (p. 45-418) comporte 155 planches de dessins du mobilier, 2 planches réunissant les photos des monnaies et 18 planches photographiques destinées à compléter la représentation d'une sélection d'objets illustrés dans les 155 premières planches. Le catalogue, réduit aux informations essentielles (voir p. 12 et 41-44) est disposé à droite de la planche en question (avantage par rapport au Münsterhügel, vol. 1) ce qui facilite la lecture ou plutôt la recherche d'informations, dans une composition aérée et agréable. Une première planche non numérotée (p. 47) reprise en annexe B (pochette de la couverture) explique les symboles graphiques adoptés qui sont, rappelons-le, les mêmes que ceux du volume 1 (Furger-Gunti, Münsterhügel 1979, Taf. 1) ce qui permet ainsi d'établir une comparaison directe entre les 2 sites. Le système est cohérent et sobre, les dessins sont d'excellente qualité, reproduits à des échelles variées, adaptées aux exigences des différentes classes de mobilier; si, par ex., la réduction à l'échelle 1:6 pour les amphores peut être jugée trop poussée, surtout pour permettre la lecture des marques (pl. 20, 22, 24 et 28), des photographies à l'échelle 1:1,5 de ces estampilles (pl. 169) corrigent ce défaut.

Au total, 2421 objets sont illustrés (des 2444 nos du catalogue, 23 n'ont pas été attribués) sur plus de 15000 pièces inventoriées à la fin de l'année 1979 (p. 10). Le mobilier non céramique est intégralement publié, un choix a par contre été nécessairement effectué selon les critères typologiques définis dans la céramique, qui constitue plus du 90% des trouvailles: soit environ 16% de l'ensemble Gasfabrik est figuré. On trouve successivement: les fibules (1-83) les bracelets en verre (84-123) les rouelles en bronze (124-135) les anneaux en verre (136-154) en os (155-156) et en bronze (157-174) d'autres anneaux divers en bronze (175-188) les bracelets en bronze (189-207) les autres objets en bronze (208-278) en bois de cerf et en os (279-285) en pierre (286) en or (287) les tessons découpés (288-318) les outiles, instruments et armes en fer (319-412) meules, mortiers et plaquette en pierre (413-423) un peson de tisserand en céramique (424). La céramique commence par la céramique importée (425-439) (dont celle à vernis noir, «campanienne», 425-429 et un torse votif, 439) auxquels est joint le fragment d'une coupe en verre (Reticellaglas) les amphores (bords, anses, panses, fonds, 443-884) puis vient la céramique commune et fine, classée selon la typologie adoptée, avec le répertoire des décors de chaque catégorie (885-2391). Quelques adjonctions (2392-2406) et enfin les monnaies (2407-2444). Le classement typologique de ce volume 2 ne prendra consistance qu'après la parution des volumes 3 et 4, où les ensembles seront traités séparément dans leur contexte archéologique, avant tout les 241 fosses (avec subdivisions) numérotées (voir l'annexe A, plan général du site - pochette de la couverture) et l'on verra si la subtilité de l'analyse de la céramique commune, par ex., qui est sans doute l'élément le plus nouveau pour La Tène finale (nombreux types, variantes et surtout variétés de rebords) répond à une possibilité d'interprétation chronologique, spatiale, fonctionnelle, etc. De plus la confrontation de ces résultats avec ceux de W.-E. Stöckli (Die Grob- und Importkeramik von Manching. Die Ausgrabungen in Manching, Bd. 8, Wiesbaden 1979) sera riche d'enseignements.

La *troisième partie* (p. 419-450) enfin, comporte une série de registres, une bibliographie sommaire des ouvrages abrégés dans le texte, une liste des nos du catalogue éliminés, des index de la céramique fine peinte, de la céramique fine lissée, de la céramique fine à décor peigné et une tabelle de concordance entre les nos d'inventaire des objets illustrés et le no de la planche et du catalogue du présent ouvrage; on aurait pu y ajouter les références aux illustrations de Major (1940), bien qu'il soit possible de les retrouver grâce aux nos d'inventaire (p. 7). Cela aurait simplifié la reconnaissance des innombrables références à Major dispersées dans la littérature depuis 1940 (jusqu'à Stöckli, Manching 8, 1979, op. cit.), étant bien entendu que la nouvelle publication remplace désormais la première étude de Major pour les recherches futures sur la période de La Tène finale.

Gilbert Kaenel

Éva B. Bónis: Die spätkeltische Siedlung Gellérthegy-Tabán in Budapest. Archaeologia Hungarica. Series nova 47. Akadémiai kiadó, Budapest 1969. 308 Seiten, 106 Abbildungen, 56 Tafeln.

Das Buch bringt in einem ersten Teil (S. 13-166) die Vorlage der Funde und Befunde aus den Ausgrabungen von 1935-36 und 1950 in Tabán und von 1938-39, 1941 und 1946-47 am Gellérthegy. Die Ausgrabungen sind im wesentlichen von L. Nagy, daneben aber auch von der Verfasserin selbst durchgeführt worden. An den Grabungen von 1946-47 am Gellérthegy und von 1950 in Tabán nahm die Verfasserin selbst teil und leitete sie teilweise, was sich im Buch dadurch ausdrückt, dass die Befunde dieser Kampagnen am besten dokumentiert sind.

Der Gellérthegy ist ein Felsen, der im Zentrum von Budapest hoch aufragt und die nach 1852 errichtete Zitadelle trägt (Taf. 1). Die untersuchte Siedlung am Gellérthegy lag am Südostabhang, die Siedlung von Tabán auf einem kleinen Hügel nördlich des Gellérthegy. Die beiden Siedlungen bildeten wohl

eine Einheit, aber ein umfassendes Wallsystem ist bis heute nicht gefunden worden. Den besten Überblick gibt die Abb. 106 auf S. 231; für die genaueren topographischen Verhältnisse muss man sich mehr schlecht als recht mit den Tafeln 1 und 2 behelfen.

Neben Töpferöfen in Tabán (Taf. 3) sind vor allem die Befunde am Gellérthegy zu erwähnen. Bei den teilweise eingetieften Häusern am Abhang des Gellérthegy waren natürlich die Erhaltungsbedingungen am besten. Dank den sorgfältigen Ausgrabungen sind diese für die Spätlatènezeit einmaligen Befunde erfasst worden (Taf. 7–15). Besonders schön ist ein Kochherd neben einem Ofen (Taf. 9–11) und zwei noch an ihrem angestammten Platz angetroffene Handmühlen (Taf. 15). Für den Hausbau wichtige Pfostenlöcher und Balkenspuren wurden auch in grosser Anzahl festgestellt. Teil 4 über «das Leben der späteisenzeitlichen Siedlung» (S. 205 ff.) bringt die Auswertung der Befunde mit vielen Literaturhinweisen.

Die Kleinfunde von Gellérthegy-Tabán sind vorbildlich nach Fundkomplexen geordnet im Zusammenhang mit dem Grabungsbefund publiziert. Dabei sind schon bei der Inventarisierung im Museum die «charakterlosen Scherben» ausgemustert worden; dann sind nur die charakteristischsten Stücke aufgenommen worden, von diesen wiederum sind nur die in ihrem Typ hervorragenden Stücke abgebildet (S. 12). Man kann aber annehmen, dass versucht worden ist, das ganze Typenspektrum zu zeigen, wenn man auf S. 188 liest: «Das Auseinanderhalten der groben Hauskeramik ist die schwerste Aufgabe. Gerade deshalb führen wir jedes charakteristische Stück vor, obwohl die handgemachte Ware bloss einen kleinen Prozentsatz unseres aus mehreren tausend Stücken bestehenden Materials bildet.»

Im Kapitel «Das Fundmaterial» (S. 167 ff.) gibt die Verfasserin eine detaillierte typologische Auswertung der vorhandenen Fundgattungen, wobei sie das Material des Gellérthegy und von Tabán als Einheit betrachtet. Sie führt überall viele Parallelen von anderen Siedlungen der keltischen Welt an. Zu den wenigen Funden, die älter als die Spätlatèneperiode sind, äussert sie sich auf S. 201 ff.

In einem fünften Kapitel gibt Bónis eine historische Zusammenfassung. Sie ist wieder mit vielen Zitaten und Hinweisen versehen. Es ist mir nicht möglich, zu den durch die ungarische Forschung allzu sehr belasteten Ausführungen Stellung zu nehmen.

Bei der Besprechung des Fundmaterials ist vor allem durch das Vorkommen der sogenannten Bol Roanne ein späterer zeitlicher Schwerpunkt der Siedlung von Gellérthegy-Tabán gegenüber Manching festgestellt worden (S. 172). In der historischen Zusammenfassung datiert die Verfasserin die Blütezeit der Siedlung in die letzten Jahrzehnte des 1. Jh. v. Chr. (S. 227). Nach ihrer Vorstellung wurde der Gellérthegy mit der Gründung des römischen Ala-Lagers von Aquincum (ca. 20 n. Chr.) aufgelassen, während der am Fuss des Berges gelegene Teil der Siedlung (Tabán) weiterbestanden haben soll (S. 232), was sie mit römischen Funden in den Spätlatène-Gruben begründet. Vollständig soll dann die Bevölkerung erst unter Domitian romanisiert worden sein (S. 234).

Zu diesem Problem des Weiterlaufens der Latène-Siedlung von Tabán in römischer Zeit möchte ich eingehender Stellung nehmen. Im ganzen sind 27 römische Scherben in Latène-Gruben (S. 83 Anm. 41, S. 99 und 118) und eine römische Grube (Abb. 41, 1–16) in Tabán gefunden worden, daneben tauchen aber ein römisches Ziegelfragment (Abb. 62, 11) und ein römischer Krughals (Abb. 64, 16) am Gellérthegy auf. Diese beiden Stücke veranlassen Bónis aber nicht, auch den Siedlungsteil am Gellérthegy in tiberische Zeit hineinlaufen zu lassen. Um die Theorie des Weiterlaufens der Siedlung von Tabán zu bestätigen, wäre es nötig, im Spätlatènematerial Unterschiede zum Gellérthegy feststellen zu können; das ist aber nicht möglich. Weiter wäre es nötig, dass das in den Latène-Gruben verstreute römische Material in die Zeit zwischen 20–80 n. Chr. und somit vor die römische Grube, die Bónis 80–150 n. Chr. ansetzt (S. 232), datiert werden könnte. Aber auch das ist nicht möglich, denn es hat in den Latène-Gruben kein vorflavisches Material. Hier möchte ich nur drei Scherben von Schüsseln der Form Dragendorff 37 anführen (Abb. 6, 13; 18, 17; 24, 20), von denen zwei gute Parallelen im Lager von Vetus Salina haben, dessen Errichtung von Borkóczi und Bónis auf 88–92 n. Chr. datiert wird (Acta Arch. Hung. 4, 1954, 180). Alle römischen Funde von Gellérthegy-Tabán müssen also im Zusammenhang mit römischen Siedlungsaktivitäten in der Umgebung des Legionslagers von Aquincum gesehen werden und haben mit der spätlatènezeitlichen Siedlung überhaupt nichts zu tun. Ich stimme mit Bónis überein, Gellérthegy-Tabán jünger als Manching zu datieren, nur kommt man damit für Gellérthegy-Tabán nur in die 2. Hälfte des 1. Jh. v. Chr., wenn man das Ende von Manching um 50 v. Chr. oder früher ansetzt (Stöckli, Die Grob- und Importkeramik von Manching [1979], 179). Das Ende der Spätlatène-Siedlung ist schwer zu bestimmen, aber es gibt keine Hinweise auf eine Existenz in augusteischer Zeit.

In einem Anhang stellt Sándor Bökönyi die Tierknochenfunde vor, die nicht sehr zahlreich sind, aber durch einen sehr hohen Anteil an Wildtieren (40%) auffallen.

Über zwölf Jahre nach dem Erscheinen des Buches kann man zwar mit vielen geäusserten Meinungen nicht mehr einverstanden sein, es wird aber dank seiner hervorragenden Vorlage der Funde und Befunde seinen Wert so schnell nicht verlieren.

Werner E. Stöckli

Joachim Werner: Spätes Keltentum zwischen Rom und Germanien. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte, Ergänzungsband 2. Hrsg. Ludwig Pauli. Verlag C. H. Beck, München 1979. 220 Seiten, zahlreiche Illustrationen und Karten im Text.

Der vorliegende Band erschien zu Ehren des 70. Geburtstages von J. Werner und enthält seine «weit verstreuten Aufsätze zur Spätlatènezeit in einem überschaubaren und in sich geschlossenen Komplex». Sie wurden von einem seiner Schüler, L. Pauli, herausgegeben und ausführlich eingeleitet.

Die 12 Artikel sind nach ihrem Erscheinungsjahr (1939–1978) hintereinander geordnet und gut auch ohne den Erstabdruck zu konsultieren und zitierbar. Sie geben einen Eindruck von einem der Forschungsgebiete und den weitgespannten Interessen des Jubilars. Viele dieser Artikel waren für die Forschung wegweisend und weiterführend - man denke nur an die Arbeiten über das Städtewesen (1939), die Nauheimer Fibel (1955) und die Bronzekanne von Kehlheim (1954 und 1978).

J. Werner setzte sich nicht nur mit den Kelten der Spätlatènezeit und ihrer Hinterlassenschaft auseinander, sondern immer wieder kommen die Kontakte und Einflüsse aus dem Süden und die nach Norden weitergegebenen Impulse zur Sprache. So vermittelt diese Aufsatzsammlung ein lebendiges Bild, wie aus sprödem und bruchstückhaft überliefertem Fundstoff Bezüge zur damaligen Bevölkerung und ihrer Kultur in weitgespanntem Rahmen geschaffen werden können.

Stefanie Martin-Kilcher

Otto Doppelfeld und Willy Weyres: Die Ausgrabungen im Dom zu Köln. Mit Beiträgen von Irmingard Achter, Gerd Biegel, Kurt Böhner, Ernst Hollstein, Hiltrud Kier, Werner Meyer-Barkhausen, Wilhelm Schneider, Albert Verbeek und Arnold Wolff. Hrsg. Hansgerd Hellenkemper. Kölner Forschungen, Band 1. Ph. von Zabern-Verlag, Mainz 1980. 792 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und Plänen.

Seit 1946 wird unter dem Kölner Dom und in seiner unmittelbaren Umgebung ununterbrochen - zum grössten Teil unterirdisch! - gegraben. Der Dom befindet sich in der Nordostecke des römischen Köln; an seiner Stelle standen schon in spätrömischer Zeit und seither ununterbrochen christliche Sakralbauten. Zu einer Fülle von architektonischen Funden und Befunden gesellen sich auch bedeutende archäologische Entdeckungen, insbesondere die frühmittelalterlichen Bestattungen der überaus reich mit Beigaben ausgestatteten «fränkischen Frau» und des «fränkischen Knaben», die in einer Kapelle unter dem Chor des heutigen Doms erforscht werden konnten (zur Datierung des Knabengrabes vgl. zuletzt das korrigierte Dendrodatum bei E. Hollstein, Mitteleuropäische Eichenchronologie. Trierer Grabungen u. Forschungen 11, 1980, 75 [um 537 n. Chr.]).

Die Ausgrabungen unter dem Kölner Dom sind als solche bereits ein «Monument», und man begreift, dass noch vor der endgültigen Auswertung aller Funde und Befunde die wichtigsten bereits erschienenen Grabungsberichte und Aufsätze in einem Band vereinigt werden. Der stattliche, 792 Seiten starke Band enthält 36 Aufsätze aus den Jahren 1948–1979/80, mehrheitlich aus der Feder der Grabungsleiter O. Doppelfeld und W. Weyres. Dazu kommt eine «Bestandesaufnahme zur Domgrabung» in Form von fünf Phasenplänen mit den Mauerresten von römischer Zeit bis ins Mittelalter. Für die römische Zeit sind auch die südlich angrenzenden Insulae der Stadt eingezeichnet, die aber in diesem Band nicht näher behandelt werden. Mehr als die Hälfte der Artikel ist im Kölner Domblatt erschienen, die anderen z. T. an schwer zugänglicher Stelle. Die Auswahl der Beiträge «versucht, alle wichtigen Aspekte der Ausgrabungen zu berücksichtigen. Die Vorlage der erschienenen Berichte und Untersuchungen in ihrer Gesamtheit wäre zu umfangreich ... gewesen. Die Bibliographie im Kölner Domblatt des Zentral-Dombau-Vereins erfasst alle wissenschaftlichen Diskussionsbeiträge» (S. 7). - Es fragt sich, ob bei der Fülle der Angaben und des Stoffes nicht vielleicht ein Register hilfreich gewesen wäre.

Stefanie Martin-Kilcher

H. Gaillard de Semainville: Les cimetières mérovingiens de la côte chalonnaise et de la côte mâconnaise. Revue archéologique de l'Est et du Centre-Est, troisième supplément, Dijon 1980.

Depuis quelques années, certains archéologues médiévistes, délaissant les études portant sur un sujet restreint, se préoccupent de rassembler les observations faites, systématiquement ou non, sur les sites d'une région donnée. Ce type de recherche, qui peut revêtir des aspects assez ingrats, est par ailleurs fructueux puisqu'il permet de mesurer l'étendue de la connaissance et de déterminer concrètement les bases sur lesquelles elle est fondée.

Les nécropoles représentent en France la majorité des sites ruraux explorés depuis le XIXe siècle. Seules quelques-unes d'entre elles ont fait l'objet d'une fouille exhaustive et d'une publication; il est pour ces raisons difficile de se faire une image des caractéristiques du peuplement durant le haut Moyen Age. L'ouvrage que M. Henri Gaillard de Semainville vient de consacrer aux cimetières mérovingiens de la côte chalonnaise et de la côte mâconnaise s'inscrit dans la ligne de plusieurs études régionales récentes, précieuses non seulement pour la compréhension des traditions funéraires mais qui débouchent aussi sur une nouvelle appréciation des réalités ethniques et démographiques.

La première partie de cette recherche est constituée par un répertoire mentionnant plus de 300 sites répartis sur 151 communes. L'établissement d'un tel recensement ne va pas sans poser quelques difficultés car l'imprécision des renseignements recueillis dès le siècle dernier ne permet pas toujours d'en tirer grand parti. La plupart des découvertes ont été fortuites, comme c'est presque toujours le cas pour les sépultures. Si aucune de ces nécropoles n'a pu être entièrement dégagée, quelques-unes cependant ont fait l'objet de fouilles systématiques; il s'agit surtout des sites de Curtil-sous-Burnand et de Saint-Clément-sur-Guye. Les observations provenant de ces deux cimetières donnent donc plus de signification à celles, souvent superficielles ou incomplètes, relevées sur les autres lieux d'inhumation. Cette démarche montre combien il est important de tendre vers une approche plus large de ce domaine. En effet, si l'on admet maintenant assez volontiers que la mise au jour de quelques tombes même bien dotées, si elles sont isolées de leur contexte, n'amène que peu d'indications, il n'en demeure pas moins que les fouilles complètes de nécropoles sont encore bien rares.

Dans la deuxième partie de son ouvrage, M. Gaillard de Semainville a choisi de développer l'étude des plaques-boucles provenant des sites répertoriés. Ce choix a été dicté par le fait que ces plaques constituent les objets les plus fréquemment découverts dans les cimetières. Le catalogue présente 129 pièces réparties en deux groupes, soit de nombreuses plaques de fer et une série de garnitures de bronze. Pour chacun des types déterminés, l'auteur, qui s'est appuyé sur les travaux des chercheurs suisses, allemands et français ayant largement contribué à la connaissance des plaques-boucles, a conservé l'appellation traditionnelle. Il commente ces types en se référant aux études antérieures tout en apportant de nombreuses indications sur les circonstances liées à la découverte de ces objets. Ces précisions permettent de reconsidérer certaines chronologies proposées auparavant et de les éclairer par de nouvelles observations.

Les caractères généraux des nécropoles et la connaissance du peuplement sont commentés dans le troisième volet de cette étude. Si plusieurs sites inventoriés n'ont pu être retenus par l'auteur en raison de la faiblesse des renseignements dont il disposait, l'analyse de bon nombre de cimetières de la côte chalonnaise et de la côte mâconnaise permet pourtant de poser les fondements d'une problématique régionale et de tracer certaines lignes de recherches qui pourront donner lieu à des travaux ultérieurs. En suivant les conclusions de l'auteur, nous relèverons simplement que certaines similitudes devraient rapprocher le sud de la Bourgogne de la région genevoise où l'influence des traditions gallo-romaines a également persisté durant une longue période.

Ce type de recherche, qui a en outre l'avantage de rassembler du matériel jusqu'alors peu accessible, est très utile si l'on considère l'état actuel de nos connaissances. Il est donc à souhaiter que nous puissions bénéficier bientôt de l'apport d'autres études régionales aussi bien documentées.

Béatrice Privati

Charles Bonnet: Les premiers édifices chrétiens de la Madeleine à Genève. Etude archéologique et recherches sur les fonctions des constructions funéraires. Mémoires et Documents, t.VIII, série in-4, Genève 1977. 215 Seiten, 40 Tafeln und 50 Abbildungen auf Autotypietafeln.

Die Ende 14./Anf. 15. Jh. erbaute gotische Pfarrkirche La Madeleine steht auf dem linken Ufer des Genfersees, inmitten eines mit Neubauten stark umstrukturierten Geschäftszentrums von Genf. Im Rahmen der 1914–1918 erfolgten Restaurierung entdeckte der Architekt C. Martin im Baugrund die Überreste dreier älterer Kirchen, welche L. Blondel in der Folge näher charakterisierte. Als die Behörden 1970 die konservierten archäologischen Baureste einem grösseren Publikum zugänglich machen wollten, schlug der für die Realisierung betraute C. Bonnet, damals wiss. Assistent des Genfer Kantonsarchäologen, eine Neuuntersuchung vor. Diese Arbeiten haben sich mehr als gelohnt, konnten doch nicht nur zwei ältere Vorläufer zu den von C. Martin erkannten und verschiedene zugehörige Gräbergruppen ausgemacht, sondern darüber hinaus alle Baureste weitestgehend identifiziert und chronologisch eingeordnet werden.

Die nun vorliegende Publikation bietet gegenüber Blondels Arbeiten ein völlig neues Bild. Da die ältesten Baureste spätrömischen Ursprungs sind, legt der Verfasser in einem 1. Kapitel eine Topographie Genfs am Ende der römischen Herrschaft vor, worin sich der Platz der Madeleine-Kirche ausserhalb des ummauerten Kastells, unterhalb der Ostecke, inmitten einer Begräbnisstätte findet. - In einem 2. Kapitel skizziert C. Bonnet die Geschichte Genfs von der spätrömischen Zeit, über den burgundischen Zeitabschnitt sowie die merowingische und karolingische Aera bis zum Jahre 1110, als Bischof Guy de Faucigny die Kirche Sainte-Marie-Madeleine in Genf dem Kloster Saint-Oyen-de-Joux schenkte, nachdem das Gotteshaus wohl im 11. Jh. zur Pfarrkirche erhoben und mit dem von Vézelay aus angeregten Patrozinium beehrt worden war. - In einem 3. Kapitel führt der Verfasser den Leser in die archäologische Problematik ein. Er geht dabei von der Brandschicht mit ins 4. und 5. Jh. datierbaren Keramikfragmenten mit Christogramm und Palettendekor aus und zählt dann die wichtigsten frühmittelalterlichen Denkmäler Genfs auf: einerseits Dekorationselemente des frühen 5. Jh. aus der Kathedrale St-Pierre, das bekannte von einer Chorschranke (nicht von einem Altar) der zweiten Hälfte des 5. Jh. stammende Relief aus der Kirche St-Germain, anderseits die in früheste Zeiten zurückreichenden Kirchen: die mit der Kathedrale verbundene Bischofskirche Genfs, die nachmalige Notre-Dame-la-Neuve, die ausserhalb östlich des Kastells um 480 gestiftete Kirche St-Victor und das auf dem rechten Rhoneufer liegende Gotteshaus St-Gervais. - Im 4. Kapitel werden Lage, Orientierung und der natürliche Baugrund beschrieben, während im 5. Hauptteil die Ausgrabungen C. Martins und Veröffentlichungen L. Blondels gewürdigt und die neuen Ausgrabungsmethoden dargestellt werden.

Im 6. Kapitel, umfassend die «Archäologischen Entdeckungen», legt der Verfasser die neu identifizierten Baureste vor:

Eine Memoria in einem spätrömisch-frühmittelalterlichen Friedhof. Aufgrund der seinerzeitigen Feststellungen L. Blondels muss der Platz, auf dem die spätere Kirche Ste-Madeleine errichtet wurde, in früher römischer Zeit hart am östlichen, ca. 30 m in die Uferzone eingreifenden Hafen gelegen haben, wo sich ein Maia-Heiligtum befunden haben soll. Am Kirchenstandort selber hatte damals ein grösseres Gebäude gestanden, das durch die Invasionen im späten 3. Jh. zerstört worden war. In diesem Ruinenfeld nun wurde im 4. Jh. ein Friedhof und innerhalb desselben eine Memoria, eine kleine quadratische Kapelle erbaut, in deren Boden und in Form von «Loculi» auch in der südlichen Längsmauer viele Körpergräber Platz fanden. Anhand der Form der Sarkophage, einer Zwiebelknopffibel, grauer und orangeüberzogener gestempelter Terra sigillata sowie aufgrund der Form der Gräber und der Memoria, für die es allein aus der Schweiz verschiedene Analogien gibt, wagte der Verfasser eine Datierung ins 5. Jh.

Eine Kirche des 6. Jh. Von einem an die Memoria später angefügten Gebäude fand der Verfasser Reste einer tiefen Apsis sowie Teile je einer Süd- und Westmauer, einer Südwest- und Nordwestecke und dazu Fundamentreste einer zweiten Süd- und einer entfernter erstellten Westmauer. Apsis, Orientierung, Einbezug der Memoria und eine Vielzahl von Sarkophag-Gräbern liessen diese Fundamente als Überreste einer Begräbniskirche identifizieren. Für die Datierung in die Zeit um 500 sind vor allem wichtig die Form der Sarkophag-Gräber und der Grundriss der Kirche, zu welcher der Verfasser allein in der Schweiz eine grössere Anzahl guter Vergleichsbeispiele vorlegen kann.

Ein Kirchenneubau um 700. Die erste Kirche muss zufolge des schlechten Baugrundes abgebrochen und - unter weitestgehender Wiederverwendung ihrer Fundamente - durch einen Neubau ersetzt worden sein. Zu diesem Schluss kam der Verfasser durch eine über den Fundamenten durchgehende Erdlinse, das Vorhandensein zweier Mörtelarten und das teilweise Zurückspringen des neuen Mauerwerkes gegenüber dem alten. Zudem schlug er zum Neubau - besonders aufgrund von weiteren Gräbern nördlich der Apsis und westlich der Kirchenwestmauer - einen vor die West- und Nordseite gestellten winkelförmigen Anbau, der im Osten in einen quadratischen Chorabschluss ausgemündet haben muss. Die Datierung um 700 ermöglichten ausschliesslich die Konstruktionsart der Sarkophag-Gräber aus Sandsteinplatten und der trapezoide Grundriss, während die aus einem weiten geographischen Raum vorgezeigten Analogien weniger grundrissliche als vielmehr bestattungsräumliche Verwandtschaftselemente - eben im Sinne von Begräbniskirchen - aufzeigen.

Eine Rechteckkirche mit Apsischor karolingischer Zeit des 9. Jh. Anstelle der bisherigen Art der Begräbniskirche wurde offenbar im 9. Jh. eine kleinere Rechteckkirche mit Apsischor und - in der Mitte des Schiffes, etwas nördlich abgerückt - ein Taufstein errichtet. Im Gegensatz zur Memoria und den älteren Begräbniskirchen zieht der Verfasser für die Datierung dieser Kirche demographische Überlegungen und analoge Grundrisse aus der nächsten Umgebung heran.

Eine Rechteckkirche mit eingezogenem Chor des 11. Jh. Dieser Kirchenbau entstand unter Verlängerung des karolingischen Schiffs nach Osten und unter Anfügung eines eingezogenen rechteckigen Chors. In ungefähr Chortiefe vor diesem, d.h. in der Mitte des Gebäudes, waren je vor der nördlichen und südlichen Längsmauer zwei Fundamentblöcke eines Chorbogens konstruiert, während der Taufstein offenbar am Ort des karolingischen Vorgängers aufgestellt worden sein muss. Für die Datierung dieser hochmittelalterlichen Kirche zieht der Verfasser ausser Analogien aus der Nachbarschaft die erste Erwähnung der Kirche Ste-Madeleine von 1110 heran.

Im 7. Kapitel wird das Fundgut vorgelegt: Fragmente einer Inschrift des 6./7. Jh., von Stuckdekor des 5. und 6. Jh., die oben erwähnte Zwiebelknopffibel des 4. Jh., 26 römische und spätmittelalterliche Münzen usw., während im 8. Kapitel die frühchristlichen Begräbnisbauten, die Memorien, die ersten Begräbniskirchen der Genfer Region sowie die Architektur solcher Bauten im 6. und 7. Jh. und die analogen Gebäude nachkarolingischer Zeit beschrieben werden, als die privaten Kapellen und Grüfte innerhalb und ausserhalb der Kirchen aufka-

men. - Das 9. Kapitel beinhaltet die Entwicklung der Architektur und Funktion der Begräbnisgebäude: der Memorien, der Begräbniskirche, deren Wandlung zur Pfarrkirche - sowie das Aufkommen der privaten Grabbauten, und der Verfasser beschliesst das Buch mit einer Zusammenfassung.

In einem mit «Annexes» überschriebenen Teil finden sich die Beschreibung der anthropologischen Reste aus 32 Gräbern (von H. Kaufmann), die Analyse einer Kalküberschüttung über einem spätrömischen Kindergrab (von F. Schweizer), die Analysen der Bodenmörtel der Memoria (von V. Furlan), die Deutung eines Grossinschriften-Fragments (von J.-E. Genequand) und die Bestimmung der 37 Münzen (von C. Martin). Den Schluss bilden eine Bibliographie sowie Indizes von Personennamen, «Vocables», Ortsnamen, Begriffen.

Der Abbildungsapparat verteilt sich auf 40 grossformatige Pläne und kleinere Zeichnungen aller Art im Text, alle als «planches» bezeichnet, und auf 50 Autotypien auf - leider - nicht eigens numerierten Kunstdrucktafeln, deren Legenden in einem eigenen Verzeichnis beigegeben sind.

Die vorliegende Publikation ist eine zur Monographie, ja zu einer Art Handbuch ausgebaute Dissertation der Universität Lyon II. Es ist eine «Meisterarbeit». Die Darstellung der einzelnen Bauetappen ist vorbildlich: Beschreibung, Datierung, Rekonstruktionsversuch, Analogien. Ähnliches gilt auch für die Behandlung der Gräber. Allerdings vermisst man bei der Vorlage der Analogien zur zweiten Begräbniskirche den Hinweis auf die frühmittelalterlichen Saalkirchen, die A. A. Schmid im Aufsatz über «Die frühmittelalterliche Kirche von Sursee» (in: «700 Jahre Stadt Sursee», Sursee 1956) S. 57ff., vorgelegt, besonders aber auf S. 64 zusammengestellt hat. Bei den Planvorlagen der Bauetappen wünschte man sich Grundriss und Rekonstruktion näher gerückt, wenn nicht sogar einander gegenübergestellt. Diesem Vorgehen war aber offenbar der Massstab 1:100 hinderlich. Analogerweise wäre es wohl tunlich gewesen, wenn bei der jeweiligen Aufreihung der Analogien der Massstab 1:400 angewendet worden wäre.

Vgl. die Besprechung von W. Stöckli in ZAK 36, 1979, 148f.

Walter Drack

Karl J. Narr: Zeitmasse in der Urgeschichte. Veröffentlichungen der Rheinisch-Westfälischen Akademie, Vorträge Reihe G, Band 224. Westdeutscher Verlag, Opladen 1978. 42 Seiten, 8 Abbildungen.

Der Wunsch nach Ordnung, nach geordneter Übersicht über die Dokumente menschlicher Geschichte, hat schon im 19. Jahrhundert zur Periodisierung der Urgeschichte geführt. Der zunehmende Reichtum an Kenntnissen hat in den ursprünglich groben Raster der Periodeneinteilung ein immer feinteiliger werdendes System von Stufen und Kästchen eingebaut. In Anbetracht der Selbstverständlichkeit, mit der wir heute das Periodensystem des 19. Jahrhunderts hinnehmen, und der Akribie, mit der eine fortschreitende Feingliederung der geschichtlichen Abläufe angestrebt wird, ist Narrs Frage nach Motiv und Berechtigung unserer Zeitmasse in der Urgeschichte zweifellos berechtigt und bedenkenswert.

Narr stellt zwei grundsätzliche Fragen: 1. Mit welcher Berechtigung werten wir gewisse geschichtliche Fakten als Schlüsselereignisse zur Periodeneinteilung (Beginn des «Werkzeugverhaltens», technologische Änderungen in der Steingeräte-Industrie, Auftreten bildender Kunst, Schrift, städtische Hochkultur)? 2. Welche Gründe verursachen die sich steigernde Verkürzung der Zeiträume zwischen dem Auftreten dieser «Schlüsselereignisse» und lassen die über einer gleichmässig-linearen Zeitkoordinate eingetragene Linie ihrer Abfolge als exponentiell ansteigende Kurve erscheinen?

Auf beide Fragen kann es keine eindeutig-klaren Antworten geben. Und in beiden Fällen ist die Quellenlage in ihrer ganzen Lückenhaftigkeit zu berücksichtigen. Narr betont, dass für eine echte Wertung der Neuerungen, die wir als kulturgeschichtliche Entwicklungsstufen empfinden, die Bedeutung des Schrittes in seiner Zeit, und nicht aus unserer Warte, gesucht werden sollte. Dass wir dabei sehr schnell an die Grenzen der Aussagefähigkeit gelangen, ist klar. Für die Beschleunigung kultureller Entfaltung kommen verschiedene Gründe in Betracht - Narr betont, dass keiner davon Ausschliesslichkeit beanspruchen darf: evolutionistisch-anthropologische Argumente; mit der Menge an Bekanntem zunehmende Chancen für Weiterführungen und Neuentwicklungen; oder mit steigender Bevölkerungsdichte erhöhte Wahrscheinlichkeit für das Auftreten kreativer Neuerer.

Narrs Gedanken zu den Zeitmassen in der Urgeschichte sind eigentlich die Frage nach Grund und Berechtigung unserer auf zufälligem Fundmaterial aufbauenden Geschichtsgliederung und nach dem Verhältnis dieser Gliederung zu tatsächlichen Geschichtsabläufen. Eine Frage, die man sich immer wieder stellen sollte, auch wenn präzise Antworten nicht möglich sind.

Christin Osterwalder

Irmgard Sellnow (Leit. d. Autorenkoll.): Weltgeschichte bis zur Herausbildung des Feudalismus. Akademie-Verlag, Berlin 1977. 734 Seiten, 92 Figuren und 144 Tafeln.

An diesem gewichtigen Abriss haben 39 Autoren mitgewirkt. Einige davon schrieben verschiedene Beiträge. Die Autoren sehen sich an die marxistische Geschichtsmethodologie gebunden, die sich genauer - und dabei ist bereits auch innerhalb dieser Bindung zu unterscheiden - an die Klassiker des Marxismus-Leninismus anlehnt, die nicht nur eine Geschichtsphilosophie darstellt, sondern zugleich auch ein politisches Aktionsprogramm, das sich darauf ausdrücklich beruft, und zwar im Sinne einer bewussten Synthese. Es gibt andere marxistische und nichtmarxistische Systeme, die das unter verschiedenen Voraussetzungen zumindest teilweise anstreben. Und weitere, die das ablehnen oder die sich überhaupt als philosophisch ungebunden ansehen. Dazu hat schon Jacob Burckhardt vor einem Jahrhundert skeptisch Stellung genommen und vor allem betont, dass es dabei immer partikulare Ansätze betreffe, die - wie wir heute sagen würden - «parteiisch» handeln, ja dort, wo es sich um Weltpotenzen, also Gedankengebäude, die endgültige und auch politisch alleinige Berechtigung zu besitzen glauben, dreht, ihre Vorgaben nicht aufgeben können, ja nicht aufgeben dürfen[1]. Um so interessanter ist die Beschäftigung mit einer derartigen Publikation für einen Rezensenten, dessen kritisch-skeptische - durchaus auch «philosophische» - Basis diejenige des Historikers Burckhardt nach den unterdessen verfügbaren Erfahrungen sowohl theoretisch als auch praktisch noch erheblich intensiviert. Einmal hat uns die Völkerkunde inzwischen gelehrt, dass wir es mit sehr vielgliedrigen Bezugsnet-

zen zu tun haben, in denen zwar immer wieder einige Faktoren bedeutsam sind, die auch historisch wichtiger werden als andere, die aber ständig wechseln und allenfalls kurzfristige Regeln, aber kaum je stetige Gesetze aufstellen lassen. Dazu kommt, dass die tatsächliche Quellenlage in der archäologischen Praxis gerade sozialgeschichtliche Daten nur sehr unzureichend erfassen lässt und deswegen schon zu gänzlich anderen methodologischen Ansätzen zwingt, wie sie kürzlich Betty Meggers überzeugend formuliert hat[2]. Dieses Werk, auf dem diese Formulierung fusst, haben die Autoren in der Erstauflage in ihr knappes Literaturverzeichnis aufgenommen. Noch eine Vorbemerkung, die wesentlich erscheint: das hier zu besprechende Autorenkollektiv hat die Tendenz, alle nichtmarxistischen methodischen Basen kurzerhand als «bürgerlich» zu bezeichnen. Das ist bei der als gesichert betrachteten Stufenabfolge zwar vielleicht konsequent, aber wieder zugleich parteiisch und vor allem antagonistisch. Damit kann man sich die freie Sicht verbauen und verpassen zu realisieren, dass alle partikularen Ansätze in sich selbst nur Teile wirklich umfassender Systeme sein können. So wie sie Burckhardt unter Vernachlässigung chronologischer Abläufe in grossräumigen Bezugsebenen rekonstruieren wollte, konzipiert sie Meggers als biologisches Harmoniestreben mit anderen, neuen, eben menschlichen Mitteln: also das alte Problem der An- und Einpassung. Wobei bei stärkerer Differenzierung menschlichen Verhaltens oder besser Handelns naturgemäss auch immer mehr anthropogene Ursachen entstehen, bei denen auch marxistische Ansätze durchaus unter bestimmten Bedingungen bedeutsame Interpretationshilfen sein können[3].

Betrachten wir also einige Einzelheiten: zunächst wird schon mit Hegel - dessen idealistische, christliche Fortschrittsgläubigkeit bereits Burckhardt recht hart zurückgewiesen hat -, auf dem Marx und Lenin fussen, jede dem gewählten Prinzip näherkommende Entwicklung als «Fortschreiten vom Niederen zum Höheren» (Shukow) angesehen. Hauptursache historischer Veränderungen aber sind «Klassenauseinandersetzungen, an denen die Volksmassen interessiert waren und aktiv teilnahmen» (Sellnow). Damit wird zugleich auch eine Basis gewonnen, nach der sich die Geschichte periodisieren lässt und die trotz aller Schwierigkeiten mit den heterogenen Quellen in chronologische Hauptabschnitte gegliedert wird, die dann automatisch zum Nebeneinander von «tieferen» und «höheren» historischen Ebenen führen muss. Ja, der historische Materialismus, den in seinen Grundzügen Marx und Engels formulierten und dessen Weiterentwicklung Lenin durch die Erfahrungen der bolschewistischen Praxis vornahm, wurde durch das Proletariat selbst als Waffe entwickelt. Marx und Lenin sind also nur die Formulierer des Willens der Volksmassen, die sie 1848 und 1917 so sehr beeindruckten. «Das Proletariat war die erste Klasse in der Geschichte der Menschheit, die für ihren Kampf eine wissenschaftlich begründete Weltanschauung benötigte. Einen wesentlichen Teil dieser Weltanschauung bildete der historische Materialismus. Er bedeutet eine Umwälzung in der Geschichtsbetrachtung vor allem hinsichtlich der Bewertung der historischen Rolle der Volksmassen, der Bedeutung der Produktivkräfte und Eigentumsverhältnisse sowie des dialektischen Verhältnisses zwischen Basis und Überbau» (Sellnow). Auch hier - und gerade im Sinne wissenschaftlicher Kritik - ist wieder die Frage, wieweit ein solches nützliches Werkzeug nicht in sich selbst historisch schon im Zweck liegt, aber auch in der Begründung einer noch absolut empfundenen Wissenschaftlichkeit nicht nur von begrenzter historischer Bedeutung ist. Was natürlich seine Anwendungsmöglichkeit in Vergangenheit und Zukunft relativieren würde. Über die Zukunft haben wir hier nicht zu entscheiden. Das werden, um es etwas anders zu formulieren, die Mehrheiten der Völker wohl hoffentlich jeweils tun können. Das Autorenkollektiv hat sich für die Anwendung in der Vergangenheit entschieden, und das wollen wir betrachten:

Der erste Abschnitt befasst sich mit der Periode der Urgesellschaft (auf 110 S.), die in urkommunistischer Ordnung kein Eigentum an Produktionsmitteln kennt. Der zweite beschreibt die althistorische Epoche der altorientalischen Klassengesellschaften, den die Autoren - im Gegensatz etwa zu den Verfassern der grossen sowjetischen zehnbändigen Weltgeschichte, die sie schon als Beginn der Sklavereiordnung sehen - als eigenständigen Bereich auf 133 Seiten abhandeln. Allerdings sind hier auch noch 11 Seiten für die etwa gleichzeitigen Regionen mit noch existierenden urgesellschaftlichen Verhältnissen einbezogen. Das ist auch im nächsten Kapitel auf 15 Seiten der Fall, das im übrigen der Epoche der auf Sklaverei beruhenden Gesellschaftsformation gewidmet ist (153 S.) sowie den fortbestehenden altorientalischen Klassengesellschaften in Asien, Afrika und Amerika (sic!). Der letzte Abschnitt behandelt schliesslich die Herausbildung des Feudalismus (165 S.), der noch das ganze europäische Frühmittelalter einschliesst.

Wenden wir uns, wie nicht anders möglich bei der Fülle des Materials, kursorisch den einzelnen Hauptabschnitten zu. Die Periode der Urgesellschaft beginnt mit der Entstehung der Menschheit, wo H. Ullrich den aktuellen Stand des anthropologischen Problems referiert. Er neigt dazu, Afrika als Ursprungsgebiet anzusehen, wie das gegenwärtig allgemein üblich ist. Ob hier nicht eine falsche Quellenlage wegen der Gunst der Sedimentbildung und der Aufschlussverhältnisse vorgespiegelt wird, ist bei der Häufigkeit des Ramapithecus unserer Ansicht nach überlegenswert, aber nicht von wesentlicher Bedeutung. Unglücklicher scheint dagegen, die auch später immer wieder auftretende Vokabel «Rastplatz», in der doch wohl allzu sehr eine allgemeine ruhelose Beweglichkeit zum Streifen verurteilter Wildbeuter mit schlechter Subsistenz steckt. Es wäre allenthalben empfehlenswert, hier neutraler von «Lager» als Siedlungstypus zeitlich begrenzten Aufenthaltes zu reden. Für einen Rastplatz ist ja wohl doch nach unserem Sprachempfinden nur eine Dauer von allenfalls ein paar wenigen Stunden anzunehmen. Grundsätzlicher wird allerdings das Problem bei dem Begriff «Arbeit», die ja Engels als Grund für die Menschwerdung des Affens angesehen hat. Bereits hier stossen wir zum erstenmal an eine erkenntniskritische archäologische Schwelle. Denn das Zuschlagen oder gar nur Benutzen natürlicher gefundener «Abschläge» könnte durchaus auch noch als Möglichkeit höher differenzierten tierischen Verhaltens in seinen Anfangsstadien angesehen werden. Zumindest wenn man sich vergegenwärtigt, welche unzweifelhaften Arbeitsleistungen etwa bei Bibern beobachtet werden können. Die frühen Daten menschlicher Skelette in Amerika sollten mit Vorsicht betrachtet werden.

Ein weiteres interessantes Problem im ersten Abschnitt scheint mir die Trennung der paläolithischen Periode in eine der urtümlichen Horden einerseits und eine der beginnenden blutverwandtschaftlichen Sippenstrukturen andererseits, die Gentilordnung (Otto). Wir können allenfalls kleinräumige Nutzungsbereiche als Lagerteile erkennen, die man aber als Koch- oder Wärmeeinheiten betrachten kann, wie etwa in der Grotte du Lazaret, die leider nicht erwähnt wird. Diese «Kocheinheiten» benötigen den Raum für im Mittel immer wieder fünf Individuen, was am ehesten auf Kleinfamilien schliessen lässt, aber kaum einen Hinweis auf offene Horden oder schon definierte Sippenstrukturen geben kann. Dabei soll selbstverständlich nicht abgestritten werden, dass es schon früh übergeordnete Verwandtschaftsbezüge jenseits der Kleinfamilie und des Mutter-Kind-Kernes gab. Aber das sind für das gesamte Paläolithikum vom archäologischen Standpunkt aus erst Hy-

pothesen. Womit vor allem aber die Abgrenzung gegen eine vorausgesetzte ältere Hordenstruktur nicht besonders sinnvoll ist. Bedauerlich wirkt, dass die lokale Differenzierung der verschiedenen Gruppen nicht stärker herausgearbeitet worden ist, die schon heute in der Endphase des Paläolithikums selbst eine sehr unterschiedliche Adaption erkennen lässt. Ebenso offen erscheint uns zumindest die Annahme der Begrenzung differenzierter geistiger Tätigkeit nur auf den engeren Bereich des Homo sapiens (sapiens). Auch hier reichen die publizierten Quellen zu einer Beurteilung noch keineswegs aus, wenn man bedenkt, wie selten unter anderem frühe Kunstobjekte erhalten sind und welche Verständnishöhe sie bereits belegen.

Einen interessanten Einschub stellen Überlegungen zur frühesten Sprachentwicklung dar (Lötzsch). Danach muss schon relativ früh mit einer starken Differenzierung gerechnet werden, wie das wohl auch Australien eindeutig zeigt. Unklar ist freilich, welche Sprachfamilien bereits bei Beginn des Jungpaläolithikums bestanden. Jedenfalls haben sie sich schon seit den sprachfähigen Paläoanthropinen des Altpaläolithikums ausgebildet. Es ist aber eher unwahrscheinlich, dass alle Sprachen miteinander verwandt sind. Das bedeutet also zumindest seit Ausbildung menschlicher Sprache, ein für uns doch wohl sehr bedeutsamer definitorischer Zeithorizont, so dass wir gute Gründe haben, mit mehreren Ausgangszentren zu rechnen, die ja auch das räumlich differenzierte Auftreten der Paläoanthropinen und ihre unterschiedliche technische Ausstattung annehmen lässt. Immerhin zeigt sich aber doch vor 30000 Jahren schon eine Gliederung in weiten Teilen der alten Welt, die auf eine Urverwandtschaft hindeuten könnte, welche ganz Europa, Nordafrika, Westasien und sogar Teile Nordasiens (uralisch und altaisch) zu einer Einheit machen würde. Wobei freilich offen bleiben muss, ob hier Überlagerungen mit eine Rolle spielen, oder ein Grundsprachraum dieses ungeheuren Ausmasses besteht, er deckt sich erst mit den Varianten der von Neandertalern benutzten Technokomplexe, wäre also unserer Ansicht nach dann bereits «mittelpaläolithisch» oder sogar noch älter.

Die Veränderungen in der beginnenden Nacheiszeit mit den sich erst enwickelnden heutigen Umweltsystemen, in der die weitere menschliche Differenzierung erfolgt, können nur sehr summarisch dargestellt werden (Otto und Gramsch). Hervorgehoben wird die als jetzt verstärkt angesehene Ernte von Wildgetreiden und die Jagd auf Ziege, Schaf und Rind als Basis späterer Domestikation, also im Grunde technische Veränderungen, wie man wohl sagen darf. In Südostasien steht dem die intensive Jagd auf das Schwein und die Nutzung von Fisch und Mollusken gegenüber, die in dieser Übergangszeit auch anderswo zu beobachten ist.

Als urgesellschaftlich wird auch noch die «Umwälzung der Produktivkräfte durch Bodenbau und Viehzucht» (Otto, Schlette, Preuss, Quitta) angesehen. Dahinter stehen im Grunde eigentlich «rechtliche» Fragen: «das Eigentum an Produktionsmitteln». Dabei ist zu beachten, dass auch schon Sammlerinnen und Jäger nicht nur nach Ausweis ethnographischer Quellen stets ihre Geräte - also ihre Produktionsmittel! - als persönliches Eigentum betrachten. Das lässt sich auch aus der individuellen Gestaltung spätneolithischer Axtholme oder Erntemessergriffe und anderer Geräte mit ausgewichteter Funktion unmittelbar erschliessen. Territorialbesitz gibt es natürlich für das Individuum nicht. Die Regel scheint jedenfalls im ethnohistorischen Bereich zu sein, dass mit der Sichtung von Jagdbeute oder Sammelobjekt ein Eigentumsrecht entsteht, das sich auf das Individuum auch bei kollektiver Tätigkeit begrenzt. Für einfache Feldbauern ist das ähnlich: hier wird durch die Festlegung der Felder und die Einsaat zeitweilig begrenztes Eigentum erworben. Für einen amerikanischen Jäger oder Pflanzer war also der Kauf von Land ganz oder ausserhalb der genutzten engeren Feldflur eines Dorfes, das durch seine Arbeitsinvestition auch Gemeineigentum wird, ein groteskes und unbegreifliches Verfahren, auch noch vor 300 Jahren. Dennoch überbrückt aber der Begriff «Urkommunismus» zwei ganz unterschiedliche Bereiche, die sehr wohl auch echte historisch unterscheidbare Einheiten von sehr grosser Eigenständigkeit sind; nämlich den der sogenannten Wildbeuter und den der frühen Feldbauern und Viehzüchter. Ja, das Autorenkollektiv ordnet sogar noch die frühen Kelten und Germanen in diesen Zusammenhang ein (S. 480ff.-Otto). An keiner Stelle tritt aber der Begriff «Urgeschichte» auf[4], der für die marxistische Konzeption auch gegenüber «Urgesellschaft» und «Urkommunismus» so wenig Relevanz besitzt, wie die Begriffe Vor-, Früh- oder Alte Geschichte, die ja nur rein chronologisch gedacht werden. Wobei gewiss die Frage aufzuwerfen wäre, wie man gerade den engeren Begriff «Urgeschichte», wie er sich herauszubilden beginnt, und allenfalls noch den für den Übergang zur beginnenden Domestikation, der ja ein sich ablösendes Übergangsfeld zu neuen, nicht mehr sauber linear skalierbaren Qualitäten darstellt, fassen will. Jedenfalls wird hier die Vorsilbe «Ur-» als «basal» begriffen, was zwar eine Voraussetzung, aber doch kein Vorspiel für spätere Abschnitte sein kann, die sich doch gar zu sehr gerade in der historischen Dimension unterscheiden. Das würde darauf hinauslaufen, dass wir grundsätzlich unsere Periodisierung eher ähnlich wie die sowjetische Geschichtsschreibung legen müssten, ja sogar genau genommen eher noch enger. Denn auch dort wird selbst der differenzierte Anbau und die differenzierte Viehzucht, die schon Ansätze zu erheblicher sozialer Stratifikation enthält, noch zur urgeschichtlichen Ebene gerechnet. Womit aber immerhin erkennbar werden dürfte, dass es sich um Definitionsfragen von zusammengehörigen Einheiten handelt, die durchaus auch auf verschiedenen Voraussetzungsebenen argumentierbar sind, was ja den Kern kritischer Wissenschaftlichkeit noch immer ausmacht.

Es soll hier nicht auf die Einzelheiten aller weiteren Abschnitte eingegangen werden, die etwa auch im neolithischen Bereich referiert werden. Sehr eindrücklich ist der Beitrag von Quitta über die frühen neolithischen Zustände in Südostasien, China und Amerika, der in prägnanter Kürze einen guten Bericht über diese nicht leicht durchschaubare Materie bietet. Als Auslösung für die Zerstörung urgesellschaftlicher Strukturen wird der grossräumige Bewässerungsfeldbau zuerst in Ägypten und dann allerdings weit dezentraler in Mesopotamien betrachtet. Die hierbei notwendigen Organisationsmassnahmen führen zur «Epoche der Altorientalischen Klassengesellschaft» (Klengel u. a.), in der göttliche oder gottartige Könige mit ihrem Hofadel, eine immer einflussreichere Priesterschaft und schliesslich spezialisierte Beamte einer mehr oder weniger abhängigen Bauernschaft gegenüberstehen. Sklaven, meist Kriegsgefangene, spielen eine begrenzte Rolle. Der Handwerker ist ein Teil der Palast- oder Tempelstruktur, wird aber auch stellenweise freier und unabhängiger Spezialist, wie zum Teil auch der Händler. Wichtig sind Abgabe- und Pachtsysteme, die erst die gestufte, letztendlich auf den Bauern fussende Struktur möglich macht. Es entstehen zentralisierte Machtstrukturen, offener in Mesopotamien und konzentrierter in Ägypten. Die Machtvollkommenheit gerade der frühesten Pharaonen, die später eine stärker differenzierte Gesellschaft nie mehr erreicht, wird augenscheinlich gemacht (Reineke). Trotzdem wird hier ein sehr viel einheitlicherer und eigentlich in sich friedlicherer Staat mit erheblichen innerpolitischen Problemen geschildert, die auch die Mächtigsten nicht unbehelligt lassen.

Auch bei den Auseinandersetzungen zwischen den ältesten

mesopotamischen Reichen bleiben die Mächtigsten nicht ungeschoren. Schon der früheste bekannte königliche Herrscher - Lugalzagesi von Umma - wurde von dem siegreichen Sargon von Akkad «mit der Sklavengabel um den Hals» in Nippur ausgestellt (Klengel). Im Gegensatz zu Ägypten kommt es in diesem metallurgisch weit aktiveren Raum schon bald auch zur Ausbildung spezialisierter Bronzeschmiede und damit einer neuen - auch militärisch bedeutsamen - technischen Entwicklung. Der Handel blüht trotz aller kriegerischer Verwicklungen immer wieder; die Schiffahrt dehnt sich aus, von Ägypten her immer als königlicher Monopolhandel - daher auch die Datierung der Exporte über Königskartuschen! -, vom mesopotamisch-levantinischen Bereich dagegen immer individueller bis zur Bildung einer Stadtrepublik wie Ugarit als Vorläufer der phönizischen Handelsstädte und bis zur Entstehung von Handelshäusern mit auswärtigen Faktoreien. Aus dem Hethiterreich kommt die Härtetechnik des bis dahin noch sehr wertvollen und selten benutzten Eisens. Kreta und Mykene blühen auf. Ein Teil dieser Entwicklungen werden durch die Seevölkereinfälle unterbrochen, die auch zur allgemeineren Verbreitung des Eisens führen, das vielerlei neue Arbeitstechniken ermöglicht. In Assyrien erscheinen hauptberufliche Söldnerheere zum erstenmal, die für Jahrhunderte das assyrische Reich sichern, bis es von Chaldäern und Medern abgelöst wird, wonach schliesslich die Perser sowohl ganz Mesopotamien als auch Ägypten ihrem Grossreich einverleiben.

In Indien hat sich aus frühen Bewässerungskulturen die bronzezeitliche Induskultur entwickelt, die schon früh wieder zerfällt, allerdings nachdem sie ein Jahrtausend angedauert hat. Sie bildet hier die älteste Klassengesellschaft, die nur durch archäologisch nachgewiesene Tempelstrukturen vermutet werden kann. Dagegen werden in Mesopotamien und am Nil die Klassenstrukturen auch durch Schriftquellen eingehend beschrieben, in denen in der Tat auch Sklaven auftreten, allerdings nach Ansicht der Autoren nur in geringerem Umfang. Ähnliche Entwicklungen folgen im übrigen Indien, bis sich die einwandernden Arya-Stämme aus dem Norden über die einheimische Bevölkerung legen und die Grundlage für die noch heute erhaltene extreme Kastenstruktur schaffen, die im Grunde einen gänzlich anderen Charakter hat, als etwa die ständische Struktur in Ugarit.

In China etabliert sich die mythische erste Dynastie der Xia (Thilo) etwa in der ersten Hälfte des 2. Jahrtausends, die eher lokale Bedeutung zu haben scheint. Vom 16. Jahrhundert ab tritt dann das Reich der Shan die Herrschaft an, die sich als Gottheit des Gesamtstaates empfinden, der die Bronze als überlegene Waffentechnik in der Auseinandersetzung mit den Nachbarn erfolgreich nutzt. Einem Krieger- und Beamtenadel stehen die in dörflichen Strukturen lebenden Bauern gegenüber. Eine Struktur, die sich auch im Reich der Zhou (bis 256 v. Chr.) fortsetzt.

In den restlichen Zonen der Erde - weit grösser als die bisher behandelten - setzen sich urgeschichtliche Verhältnisse fort (Otto). Bodenbau und Viehzucht sind weit verbreitet, aber auch Wildbeuter leben noch wie ihre «spätpaläolithischen Vorfahren». Dabei scheint uns etwas unzureichend begründet, dass auch diese Bevölkerung «neolithische Arbeitswerkzeuge» besassen. Gemeint ist wohl vor allem der Steinschliff, der ja in Australien weit in das Paläolithikum zurückreicht[5]. Eine technische Tatsache, die immer wieder definitorische Schwierigkeiten bereitet, aber einfacher zu verstehen sein dürfte, wenn man sich klar macht, dass der Steinschliff für alle wirklich zimmermannsähnlichen Arbeiten für die funktionale Kontrolle der Werkzeuge unbedingt erforderlich ist. Ebenfalls bedeutsam ist, dass sich jetzt auch hier Lokalfürsten bemerkbar machen, wie im Bereich der metallreichen Aunjetitzerzone, im Kaukasus oder in Südsibirien. Handel und Metallprospektion greifen weit über das eigentliche Gebiet der «Hochkulturen» hinaus und damit auch der Austausch von Informationen aller Art. Das mag zur Urnenfelderbewegung beigetragen haben, aber auch zur Bildung von echten Fürstentümern, wie jenen von Caka und Ockov in der Slowakei und von Velatice in Mähren im 12. Jahrhundert v. Chr. Die Seevölkerbewegungen können mit diesen Erscheinungen, die Parallelen auch auf dem Balkan haben, in Verbindung stehen.

Die altorientalische Klassengesellschaft wird durch die «Epoche der auf Sklaverei beruhenden Gesellschaftsformation» abgelöst (Kreissig u. a.), unter die die griechische und italienische Entwicklung, der Hellenismus und schliesslich das Römische Imperium bis zur Teilung verstanden werden. Die vielfältigen nördlichen Neueinwanderer in Italien und Griechenland bilden aus ihren militärischen Gefolgschaftstraditionen («Militärische Demokratie») die städtischen Gemeinwesen der Polisstruktur, in der eine Aristokratie einer freien Bürgerschaft mit wechselnden Kontrollfunktionen gegenübersteht und die sich wirtschaftlich auf ein ausgebautes Sklavensystem stützt. Das Abgabe- und damit Abhängigkeitswesen variiert stark, und die Vermögensunterschiede werden markant, wie das auch besonders die römische Klassenstruktur zum Ausdruck bringt, in der schliesslich die Besitzlosen (proletarii) auch das geringste politische Gewicht besitzen.

Handwerk und Handel blühen vor allem im griechischen und phönizischen Bereich, von wo aus auch echte Kolonien mit zugehöriger Auswanderung gegründet werden (Massilia, Karthago). Vor allem auch der Fernhandel nimmt zu und führt zu militärischen Konflikten, wie etwa die Auseinandersetzungen zwischen Etruskern und Griechen. Es entstehen städtische Machtzentren wie Athen und Rom, die sich mit den unterschiedlichsten Gegnern auseinanderzusetzen haben, vor allem den Persern oder den Kelten, aber auch mit benachbarten Städten um die Vorherrschaft kämpfen. Rom ist hier erfolgreicher als Athen, das zusammen mit seinen Rivalen im Alexanderreich und seinen vielen Nachfolgesystemen integriert wird, bis schliesslich Rom auch Herr Griechenlands wird. Dort wird die Republik durch einen imperialen Einheitsstaat abgelöst. Ein Vorgang, den Cäsar einleitet und Octavian als Augustus abschliesst, wobei allerdings doch wohl mehr konstitutionelle Macht auch zunächst beim Senat bleibt, als das Autorenkollektiv das anerkennen möchte. Trotz aller Kraft bleibt das Riesenreich an seinen Grenzen, besonders in Germanien und gegen die Parther, letztendlich ohne Erfolg und zur Verteidigung gezwungen. Dennoch blühen im Innern Gewerbe und Handel enorm auf. Allerdings spielen dabei Sklaven, wieder vor allem Gefangene, die jetzt aber in grosser Zahl aus Gallien, Germanien, Asien und Afrika zur Verfügung stehen, eine bedeutsame Rolle. Um 30 v. Chr. (v. u. Z. = vor unserer Zeitrechnung beim Autorenkollektiv) wird die Zahl der Sklaven in Italien auf 4 Millionen geschätzt und das bei einer Gesamtbevölkerung von 14 Millionen (Kreissig). Es ist nur folgerichtig, dass sich in diesem Riesenreich lokale städtische und militärische Zentren bilden, die naturgemäss immer wieder in Gegensatz zu Rom selbst geraten müssen. Zugleich werden die Angriffe von aussen, vor allem wieder die der Germanen und Parther, immer heftiger. Generell darf man gewiss sagen, dass die vorhandenen Kräfte überfordert werden. Als Hauptfaktor wird durch Kreissig die Zunahme des Landbesitzes in den Latifundien für den wirtschaftlichen Zerfall angesehen. Das ist wohl wieder eine zu starke Betonung eines einzigen Grundes. Denn auch andere Investitionszwänge, wie etwa das an der Wende vom 3. zum 4. Jahrhundert auf 600000, dann 900000 Mann anwachsende

Heer, der Ausbau des Verkehrswesens, neue Befestigungsbauten führen mit zu diesen Schwierigkeiten. Dazu kommen Verluste vor allem im Nordosten, wo die Unsicherheit trotz aller Bemühungen zunimmt. Ein weiterer wesentlicher Grund ist auch die Tatsache, dass Sklaven einfach nicht mehr neu zu beschaffen sind und die Zahl der vorhandenen aus vielen Gründen relativ zur übrigen Bevölkerung abnimmt. Damit wird auch der Faktor Arbeit selbst, sei es auf dem Land oder in der Stadt, erheblich teurer.

Man darf gewiss sagen, dass die Ansätze zur Dezentralisation, die das Reich wahrscheinlich hätte retten können, auch zur Zeit des Dominats bei Konstantin mit seinen 4 Präfekturen (Oriens, Illyricum, Italia mit Africa, und Gallia), 14 Diözesen und 117 Provinzen unzureichend waren. Dazu kam der anhaltende Druck von aussen. Auch die Neugründung von Konstantinopel als «zweites Rom» (324–330) konnte die Gesamtsituation nicht stabilisieren. Vor allem im Westen setzte der Zerfall der alten Strukturen sich fort, während im Ostteil des Reiches die Städte weiterblühten. Die christliche Kirche, die mit zur Auflösung des Sklavensystems beigetragen hatte, integrierte sich in das staatliche System und konzentrierte sich in den Städten. Hier scheinen die Autoren die Bedeutung der lokalen christlichen Gemeinden für die Entwicklung städtischer Zusammenhaltsgefühle, die ja in Gefahrengebieten und Gefahrenzeiten zugleich auch Verteidigungsgemeinschaft geworden waren, doch zu unterschätzen. Handwerk und Handel trugen jetzt neben der Landwirtschaft trotz aller rechtlichen Konflikte in Ostrom den Staat. Im 6. Jahrhundert gelang es auf dieser Basis, auch wieder in Italien «römische Zustände» gegenüber den Goten durchzusetzen, das jetzt zur oströmischen Provinz wurde (Köpstein).

Wir wollen hier nur summarisch festhalten, dass die Autoren gleichzeitig ein Fortbestehen der altorientalischen Klassengesellschaften in weiten Teilen der Alten und Neuen Welt postulieren (Sundermann u.a.). Im Iran unter Seleukiden und Arsakiden; im indischen Grossreich von Magadha und den folgenden Teilreichen; im kaiserlichen China, aber auch in Nubien und Arabien wie in Aksum und Ghana südlich der Sahara. Auch die andinen Herrschaften vom Chavin über Wari und Tiahuanaco bis Moche werden hier angeschlossen, wie die ältesten mesoamerikanischen Hochlandstaaten und das Mayareich, die trotz allem Zwang der Konsequenz doch als «altamerikanisch» bezeichnet werden sollten, selbst wenn sie nicht ganz frei von asiatischen Einflüssen sein dürften. Auf jeden Fall wird hier die enorme Weite der Strukturunterschiede deutlich, wenn man etwa das Reich der Seleukiden dem der Maya gegenüberstellt. Ähnlich ist dies bei den in dieser Weltepoche einbezogenen «Urgesellschaftlichen Stämme» (Otto). Hier reicht die Palette von den Wildbeutern Australiens über die Afrikas und Amerikas «in Landschaften, wo die Umweltbedingungen eine agrarische Wirtschaft nicht zuliessen»[6]. Leider wird auch hier wieder in Nachfolge der sowjetischen Forschung die Technik der arktischen Jäger Sibiriens und Amerikas als «mit dem Neolithikum vergleichbares Kulturgut» bezeichnet. Auch die Gebiete mit Übergangsanpassungen zum Anbau sind noch vielfältig in allen Kontinenten nachweisbar. Dasselbe gilt für einfache Dorfstrukturen und noch einfache Nomadengruppen wie Skythen, Saken, Massageten oder Altaier, die schon ausgeprägte Adelsstrukturen besitzen. Auch die Kelten der Hallstatt- und Latènezeit werden noch als urgesellschaftlich betrachtet, bis sie zum Teil der römischen imperialen Struktur werden. Das gilt auch für die dörflichen Systeme der Germanen und die dortige «militärische Demokratie».

Das Schlusskapitel bildet schliesslich «die Herausbildung des Feudalismus» (Günther u.a.). «Der fortschrittliche Charakter des Feudalismus ... zeigte sich vor allem in der Weiterentwicklung des Grundeigentums, das ... nicht mehr an das Bürgerrecht des Eigentümers in einer bestimmten Gemeinde gebunden war, ... wodurch eine schärfere Differenzierung der Klassenverhältnisse eintrat». Hier ist grundsätzlich einzufügen, dass diese Entwicklung selbst in Europa keineswegs überall erfolgte[7].

Ebenso ist wieder darauf aufmerksam zu machen, dass hier «fortschrittlich» durch die angenommene gesetzmässige Entwicklung der Gesamtgeschichte bestimmt wird. Die ersten Ansätze finden sich für feudalistische Verhältnisse im Gebiet des einstigen weströmischen Reiches, wo Neusiedler in alte Gemeinden eingefügt werden und sich die Reste der alten Rechtsverfassung denen der Neuankömmlinge gegenübersehen. Der Lehensbesitz bindet auch den bäuerlichen Produzenten an das Land und macht ihn unfrei und in verschiedenen Stufen abgabepflichtig. Das ist bei Westgoten, Ostgoten, Sueben, Burgundern der Fall und wird insbesonders bei Franken und Langobarden in dauerhafteren Formen ausgebaut. Auch im ehemaligen freien Germanien und bei den jetzt in das Licht der Geschichte tretenden Slawen ist das der Fall, die nun den polnischen Staat, das Reich der Bulgaren, des Kiewer Rus und die Herrschaften in Serbien, Kroatien und Slowenien bilden. In Byzanz hält sich dagegen die alte dörfliche und städtische Gemeindestruktur mit allerdings oft sehr scharfen Vermögens- und davon abhängigen politischen Einflussunterschieden. Die Kostenproblematik des Heeres wird durch ein Wehrbauernsystem («Stratioten») gelöst, das die Beschaffung der Bewaffnung aus dem Erlös des gestellten Bodens ermöglicht. In den Grenzbereichen werden dezentrale Verteidigungsregionen («Themen») geschaffen, die auch Einwanderer einbeziehen. Neben dem weltlichen Adel nimmt die Bedeutung des geistlichen Adels zu. Selbst im Bilderstreit im 8. Jahrhundert ist der Anteil freier Gemeinden noch gross und von erheblicher politischer Bedeutung. Erst im 9. Jahrhundert erstarkt auch hier das Feudalsystem, dem aber noch immer grosse Massen freier Bauern und vor allem städtische Oberschichten mit guter wirtschaftlicher Basis gegenüberstehen. Selbst in den folgenden Jahrhunderten bleibt das Gewicht der Städte gross und befruchtet entsprechende Gemeinwesen an den balkanischen und italienischen Küsten, die damit in Kontakt stehen - was der Rezensent hier wieder einschieben möchte.

Im Iran entstehen feudalistische Ansätze unter den Sasaniden; bei den Arabern nach der Ausbildung zentralisierter Staatsgebilde, wo auch im 10. Jahrhundert Reiter- und Soldaten«lehen» zunehmen (Hoffmann). Das geschieht ganz offensichtlich nach benachbarten und erfolgreichen byzantinischen Beispielen. Womit deutlich werden dürfte, dass das Lehenssystem im Grunde eine für Zentralmächte günstige Finanzierung des Militärs, bzw. seiner Anführer darstellt, die dann auch selber aus dem Einkommen des ihnen verliehenen Landes Truppen unterhalten. Man könnte also auch sagen, dies sei eine Funktion der sich verändernden Militärstrukturen und ihren Investitionszwängen[8]. Das gilt auch für weite Teile Indiens und das kaiserliche China, wo Grossgrundeigentümer immer mächtiger werden, grosse eigene Truppen halten und auch Handwerk und Handel in ihre Herrschaften einfügen. Ihnen stehen die kaiserlichen Beamten gegenüber, die zugleich auch auf den Familienstrukturen fussen. Es entwickelt sich ein komplexes Pächtersystem, während offene Stadtordnungen von eigenständigem Gemeindecharakter fehlen. In Korea, Japan und Tibet wird das chinesische Prinzip mit geringen Anpassungsänderungen übernommen. Wir sehen uns also vier grossen Gruppierungen feudaler Ansätze gegenüber: denjenigen der Germanen und Slawen, denjenigen von Byzanz und Arabien, die sich nach

den afrikanischen und asiatischen Nachbargebieten ausdehnen, dem eigenständigen Raum Indien und schliesslich China mit seinen Ausstrahlungen nach Zentral- und Ostasien. Weite Räume der Alten und Neuen Welt bleiben aber ausgespart, die die Autoren nach Erreichung ihres Darstellungszieles nicht mehr behandeln. Augenscheinlich erhalten sich dort einfachere gesellschaftliche Verhältnisse bei Wildbeutern, Bauern und Viehzüchtern, aber auch in stärker zentralisierten Herrschaften mit schon komplexeren Staatenbildungen. Tatsachen, die eines Tages wieder bei Aufnahme der direkten Kontakte historisch relevant werden sollten. Wären sie nicht zu Beginn des Zeitalters der Wissenschaften, das ja mit dem der europäischen Eroberungen und Entdeckungen parallel läuft, noch erhalten gewesen, wäre das System Marx' und Lenins undenkbar geblieben. Man stelle sich die heutige Welt vor, wenn etwa tatsächlich eine Feudalstruktur wie die chinesische für Jahrhunderte allein auf der Erde gegolten hätte!

Ganz offensichtlich war es der Menschheit aber auch nicht gegeben, im wenig differenzierten Zustand der «frühesten» historischen Periode, der der Sammlerinnen und Jäger, zu verharren, die - ganz gleich, wie man sie definiert - jedenfalls nach einer langen und nur archäologisch fassbaren Entwicklung in Harmonie mit ihrer Umwelt erfolgreich existierte. Auch die einfachen Pflanzer und Viehzüchter können diese Harmonie bei Selbstbescheidung immer wieder retten. Erst durch Fernkontakte, Ehrgeiz und Machtstreben entstehen nachhaltige Störungen auf vielen Ebenen, nicht nur auf der gesellschaftlichen. Jedenfalls bilden sich auch Volksmassen und Klassen erst, womit ganz gewiss die Schlussbemerkungen des ohne Zweifel sehr anregenden und lesenswerten Buches - «Die in diesem Abriss behandelten Klassenkämpfe und Volksbewegungen bildeten die notwendigen Vorstufen für jene Zeit, in der die unterdrückten Klassen zum Kampf um die Macht antreten und schliesslich die Klassengesellschaft überhaupt überwinden können» (Sellnow) - selbst deutlich zu einer historisch begrenzbaren Problematik werden. Es ist gewiss Aufgabe jeder Wissenschaft, dazu beizutragen, dass die Unterdrückung durch Macht in jeder Form unterbunden wird, schon allein, weil sie selbst sonst nicht existieren kann[9].

Anmerkungen

[1] J. Burckhardt: Weltgeschichtliche Betrachtungen über geschichtliches Studium. Gesammelte Werke IV, Schwabe, Basel 1956.

[2] «Culture is specialized kind of behavior acted upon by natural selection to bring and maintain our species in harmony with the rest of the ecosystem.» B. J. Meggers: Prehistoric America. An Ecological Perspecitive (Vorwort z. 2. Auflage), Aldine, New York 1979.

[3] Allerdings gilt das streng genommen nur für die moderne Industriegesellschaft in ihrer dogmatisch liberalen Ausprägung, deren Konflikte Marx 1848 bis 1851 besonders in Frankreich kurzfristig und ganz allgemein in England und dem übrigen West- und Mitteleuropa beeindruckt haben.

[4] Der Begriff «marxistische Urgeschichtsforschung», wie ihn kürzlich H. Müller-Karpe (Sitzungsber. d. Wiss. Ges. a. d. J. W. Goethe-Universität Frankfurt, XVII, 4, 35-149, 1980) dem Begriff «Vorgeschichte» (in seinem Sinne universale Vordergeschichte) gegenüberstellt, könnte also zu Missverständnissen führen. Es gibt streng genommen, marxistisch nur die Erforschung des Urkommunismus und der Urgesellschaft als philosophisch vorgegebene Grössen. Der Begriff «Urgeschichte» selbst ist also gerade nichtmarxistisch. Wobei es gewiss nicht uninteressant wäre, zu prüfen, wie weit oder ob überhaupt die «Konzeptionen» Urgeschichte und Vorgeschichte übereinstimmen.

[5] Sie wurden möglicherweise zum Rinden von Bäumen entwickelt, um so einen in Südostasien und Australien wichtigen Rohstoff zu gewinnen. Zur frühen Datierung: R. Jones: Greater Australia, Early Man News 1, 1976, 37-44.

[6] Hier wird also als wichtiger Faktor im Gefolge von B. Meggers die Umweltkausalität übernommen.

[7] Das gilt vor allem für grössere weiterbestehende Städte auch in den westlichen Teilen Europas oder für Neugründungen wie Ragusa, die oft von echten Feudalstrukturen - bisweilen mit ihrem Umland - gänzlich frei bleiben. Andere befreien sich relativ rasch wieder von entsprechenden Ansätzen und bauen dabei die antiken Stadtfreiheiten noch aus.

[8] Man sollte nicht übersehen, dass sich hier auch wieder technische Entwicklungen als kostensteigernd erweisen, wie wir das ja auch heute wieder sehen.

[9] Der Grad der Freiheit der Wissenschaft dokumentiert den Grad der Freiheit eines Staates.

Hansjürgen Müller-Beck